REVIEWED BY [illegible] DATE 12-3-87

RDS☐or XDS☐EXT. DATE:
TS AUTH. REASON(S):
ENDORSE EXISTING MARKINGS ☐
[illegible]ASSIFIED☐ RELEASABLE
ATE DENIED☐
[illegible] FOI EXEMPTIONS

ir alle haben einen kleinen Tick (Seite 5)

BILDERZEITUNG ZUR ERHOLUNG VOM ALLTAG

Wochenend

er aus diesen Mauern kommt, spricht nicht gern

Erich Raeder: Mein Leben n Spandau

r wollen keine „Kriegsverbrecher" verherrlichen, er wir sollten der Wahrheit die Ehre geben - endlich!

Der ehemalige Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Großadmiral Dr. h. c. Erich Raeder, hier in Schmucke der Uniform seiner hohen Stellung, hat vor kurzer Zeit die dunklen Mauern des Spandauer Kerkers mit der Freiheit vertauschen dürfen. Ein körperlich gebeugter, aber ungebrochener Seelenkraft. Der Mensch Raeder wurde gestärkt, er will nur noch Ruhe und Seelenfrieden.

n man 79 Jahre alt geworden ist, so hat man einen Lebensabend verdient. Der ehemalige befehlshaber der deutschen Kriegsmarine, Großadmiral Dr. h. c. Raeder, hatte das Recht auf n Lebensabend vor Gott und den Menschen nicht verwirkt. Ein Leben ist das Pflicht, ein n im Dienst, das war sein Leben gewesen. Am Abend dieses Lebens [illegible] Worte: „Ich bitte, erschossen zu werden" die er am 1. Oktober 1946 den Nürnberger Anern entgegenrief, als man ihn, den lebenslänglichen Seemann, zu lebenslänglicher Kerker teilte. Erich Raeder ist noch einmal davongekommen, aber er mußte die Nachtseines abend durchschreiten. Die treue Gattenliebe seiner Frau Erika schafft dem vom chicksal Gezeichdie späte Heimat. Raeders Geschick ist nicht mehr politisch, es ist ein warnendes Beispiel für die chkeiten unserer Zeit, das Unterste zuoberst zu kehren. Unser zu Raeder entsandter Sonderberichter „Wochenend" als einziger Zeitung nachfolgend seine Eindrücke aus dem Lipstädter Heim.

der Uhlandstraße 35 in Lippadt/Westfalen liegt ein ganz wöhnliches Bürgerhaus in der eines erstaunlich schönen, rbstlichen Mittags. Als unser in die Straße einbiegt, ist iensch zu sehen. Wir stehen r Haustüre und drücken einen lknopf unter dem kleinen RAEDER. Die Wohnung n ersten Stock. Es dauert weMinuten, bis die Tür sich mit Schnarren aufklinkt. Aber nigen Minuten geben Zeit zu erlei Gedanken. Das Schild dem Klingelknopf trägt lich einen Namen, der seinen Klang in der Marine nicht en hat — was ihm auch in Welt geschehen sein mag.

vor 79 Jahren in Hamburgbeck geborene Erich Raeder chon 1897 das Patent eines ants zur See gehabt. Wenig wurde er Signaloffizier auf Kreuzer namens „Deutsch-Seit diesem Zeitpunkt hat r sein „Schiff" nicht mehr verKann ihm die Welt verdaß sein Schiff „Deutschland" Als der junge Mann Raeder Oberleutnant zur See wurde, te ihm einmal einer erzählten daß eines Tages ein Gefängler ihm seinen Ehering, seine achen und die Krawatte abn würde, wie einem ganz gerlichen Verbrecher. Er hätte nd gelacht und gerufen: „Unsinn!"

r verehrte Bismarck

der junge Mann Raeder Oberant ist, regiert Kaiser Wilhelm rüher, als Gymnasiast in erg in Schlesien — der Vater raeder ist dort Direktor am

Leben der prominenten Männer unserer Vergangenheit denkt? Wissen wir heute, ob der Abend unseres Lebens Glück oder Schrecken für uns aufgespart hat? Man sagt, wenn einer seine Pflicht tut, dann könne ihm nichts passieren. Nun, das hat dieser Mann Raeder auch gedacht. Er hat die Marine-Akademie besucht, er wird Kapitänleutnant, er wird Navigationsoffizier auf der Kaiserlichen Jacht „Hohenzollern". Schon im ersten Weltkrieg ist er Admiralstabsoffizier, und Chef des Stabes bei dem berühmten Admiral Hipper an Bord der York. Moltke und Seidlitz. Es gibt keine Klappenhasen bei der Marine, jedenfalls schwimmt auch Raeder schon im ersten Weltkrieg mit den großen stählernen Festungen auf den Wassern der Nordsee herum, was Krieg ist und erlebt, was Verantwortung ist. Der erste Krieg geht zu Ende...

Und die Tür des Hauses in Lippstadt ist jetzt aufgegangen, wir haben keine Zeitlang für Erinnerung; hier ist die Gegenwart: Ein Treppenhaus, die Etagentür, im Türrahmen eine linkel gekleidete, alte Dame. Sie könnte meine und Ihre Mutter sein, nur das eine ist sie nicht, jedenfalls ohne alle Betonung: die Frau Großadmiral. Das ist die resolute, im Leben geprüfte Frau mit dem starken Herzen, die nach der Entlassung ihres Mannes den Journalisten auf dem Flugplatz das Wort sagte: „Politischen Ehrgeiz — nein, mein Mann will jetzt nur noch Kaiser in China werden!" Sie ist die Frau die durch Erniedrigung, Gefangenschaft, Konzentrationslager ging, und nur das eine Ziel hatte: dem heimkehrenden Manne eine Heimat zu schaffen. Sie hat nicht bei „Anhängern" ihres Mannes Stütze in der Not und tätige Hilfe gefunden, sondern bei Freunden des Menschen Raeder und bei den Kameraden von der See. Sie hat nicht in militaristischen „Klüngeln" herumgeschwätzt oder von sich reden gemacht. Wenn man von ihr sprach, sprach man von den rastlosen Bemühungen um ihren Mann, die sie an allen Dienststellen, an den großen Geistlichen Deutschlands, kurz überall dahin führten, wo sie für ihren Mann das Recht und die Gnade zu erlangen hoffte. Sie wollte nicht den Politiker und nicht den Großadmiral retten, sondern ihren Mann.

Und sie hat es geschafft. Rechtzeitig gelangt sie aus Lippstadt auf den Flugplatz Hannover, wo ihr Flug nach Berlin vom Auswärtigen Amt schon vorsorglich gebucht ist. Und wieder helfen in Eile und Zeitnot Freunde, persönliche Bekannte. In Berlin ist es der alte Hausmeisteffizier Raeders, Adolf Falser, jetzt Hausverwalter bei der Freien Universität Berlin, der seinen alten Chef aus dem Gefängnis in die Freiheit fährt. In Hannover ist es der treue Fahrer Schultze, der den „Alten" vom Flugplatz, bis in die blumengeschmückte Wohnung bringt.

Nur keine Sensation

Beide Raeders haben ängstlich jede Lärm und jede Sensation vermeiden wollen. Und auch den Menschen, von denen sie empfangen wurden, ging es nicht um eine politische Demonstration. Da kam dieser Mann aus Spandau, es war ihm sicher dreckig gegangen. Sie wollten einfach da sein, wenn er heimkäme, ihm zeigen, daß er in ihrem Gedächtnis lebte. Natürlich bekam Erich Raeder ein wenig Wasser in die Augen, als er das so sah. Und er hatte auch Wasser in den Augen, als seine Frau nach der Entlassung auf ihn zueilte, in die Arme des erniedrigten, hinter den Mauern Spandaus vom Leben ausgeschlossenen Mannes und nur sagte: „Erich, mein Erich!" — Und weiter gar nichts.

Aber auch solche Momente gehen vorüber. Wir sitzen jetzt in Lippstadt in der Uhlandstraße 35 schon wieder in einer normalen und bescheidenen Wohnung, die um so gemütlicher ist, als die Herzenswärme ihrer Bewohner ausstrahlt. Frau Raeder hat diese Wohnung von ihrer mäßigen Rente wieder geschaffen.

Da ist ein Tisch, sind Stühle, ein Sofa unter dem großen Bild vom Meer. Da sitzt Erich Raeder, der alte Mann und erhebt sich jetzt. Ist er so alt? Frau Erika holt die Weinflasche. Ihr Mann dankt. Er hat zehn Jahre keinen Tropfen Alkohol

Eine kostspielige Angelegenheit die Ländervertretungen in Bonn

Schmalspur-Diplomaten

Aus dem Kriege haben wir noch die unglückliche Einrichtung der Sonderführer in Erinnerung. Sie trugen den Spottnamen: Schmalspur-Offiziere. Der föderative Aufbau unserer Bundesrepublik hat uns eine Parallele auf dem Gebiet der Diplomatie gebracht. Wir meinen die Herren „Gesandten" der deutschen Bundesländer in Bonn. Sie genießen zwar nicht die Vorrechte der echten Diplomaten, als da sind: Audienz beim Staatsoberhaupt, Exterritorialität und Steuerfreiheit — aber sie verfügen über Geld, uns will scheinen, über ungerechtfertigt viel Geld.

Die Zahl der Als-ob-Diplomaten in Bonn entspricht der Zahl der Länder: zehn. Ein Landesrechnungshof hat, in loyalem Eifer, die Tätigkeit der Landesbevollmächtigten in Bonn unter die Lupe genommen für diese Aufgaben den Bundesrat. Doch, wenn zwei dasselbe tun, so ist es noch lange nicht dasselbe. So auch hier. Die Vertretungen selbst machen kein Hehl daraus, daß sie ihre Hauptaufgabe in der Repräsentation, im „Schaffen von Klima" sehen. Nun, auch dem überzeugtesten Föderalisten werden diese „Klimaanlagen" als viel zu kostspielig erscheinen müssen.

Außer Berlin und Hessen haben alle Ländervertretungen in Bonn eigene Häuser. Sie beschäftigen im Durchschnitt bis zu 30 Beamte des gehobenen noch mehr — wie könnte es anders sein — des höheren Dienstes. Die Neubauten Nordrhein-Westfalens, Bayerns, Baden-Württembergs verfügt über ein ähnliches Ausstellungsstück in Gestalt einer wundervollen Schwarzwälder Stube und einem atomsicheren Keller. Einladungen an Hunderte von Gästen, die mit einem erlesenen kalten Buffet auf „Klima" gebracht werden, schaffen selbstverständlich zum Repertoire der Länderbevollmächtigten. Nach dem Motto: Mehr scheinen als sein.

In krasser Diskrepanz zu dieser Ueppigkeit, zu diesem Blendwerk befinden sich die diplomatischen und konsularischen Auslandsvertretungen der Bundesrepublik. Der Bundestag hat im Verlauf von sechs Jahren für die Einrichtung aller Auslandsvertretungen von mehr als 154 an der Zahl, insgesamt die Summe von 33,6 Millionen

er aus diesen Mauern kommt, spricht nicht gern

Erich Raeder: Mein Leben in Spandau

r wollen keine „Kriegsverbrecher" verherrlichen, er wir sollten der Wahrheit die Ehre geben - endlich!

Der ehemalige Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Großadmiral Dr. h. c. Erich Raeder, hier im Schmucke der Uniform seiner hohen Stellung, hat vor kurzer Zeit die dunklen Mauern des Spandauer Kerkers mit der Freiheit vertauschen dürfen. Ein kürperlich gebeugter alter Mann — aber mit ungebrochener Seelenkraft. Der Mensch Raeder wurde geläutert, er will nur noch Ruhe und Seelenfrieden.

n man 79 Jahre alt geworden ist, so hat man einen Lebensabend verdient. Der ehemalige befehlshaber der deutschen Kriegsmarine, Großadmiral Dr. h. c. Raeder, hatte den Wunsch auf n Lebensabend vor Gott und den Menschen nicht verwirkt. Ein Leben ist die Pflicht, als im Dienst, das war sein Leben gewesen. Am Abend dieses Lebens versammelten Worte: „Ich bitte, erschossen zu werden!" die er am 7. Oktober 1946 den Nürnberger Ar- rn entgegenrief, als man ihn, den lebenslänglichen Seemann, zu lebenslänglicher Kerker teilte, Erich Raeder ist noch einmal davongekommen, aber er mußte die Nacht zu seinem sabend durchschreiten. Die treue Gattenliebe seiner Frau Erika schafft dem vom Schicksal Gezeich- die späte Heimat. Raeders Geschick ist nicht mehr politisch, es ist ein warnendes Beispiel für die chkeiten unserer Zeit, das Unterste zuunterst zu kehren. Unser zu Raeder entsandter Sonderberichter „Wochenend" als einziger Zeitung nachfolgend seine Eindrücke aus dem Spandauer Heim.

der Uhlandstraße 35 in Lipp- adt/Westfalen liegt ein ganz wöhnliches Bürgerhaus in der eines erstaunlich schönen, rbstlichen Mittags. Als unser in die Straße einbiegt, ist lensch zu sehen. Wir stehen r Haustüre und drücken einen lknopf unter dem kleinen RAEDER. Die Wohnung n ersten Stock. Es dauert we- linuten, bis die Tür sich mit Schnarren aufklinkt. Aber nigen Minuten gehen Zeit zu eriei Gedanken. Das Schild dem Klingelknopf trägt lich einen Namen, der seinen Klang in der Marine nicht en hat — was ihm auch in Welt geschehen sein mag.

vor 79 Jahren in Hamburg- bek geborene Erich Raeder hon 1897 das Patent eines ants zur See gehabt. Wenig wurde er Signaloffizier auf Kreuzer namens „Deutsch- Seit diesem Zeitpunkt hat r sein „Schiff" nicht mehr ver- . Kann ihm die Welt ver- daß sein Schiff „Deutschland" Als der junge Mann Raeder Oberleutnant zur See wurde, tte ihm einmal einer erzählen daß eines Tages ein Gefäng- ter ihm seinen Ehering, seine achen und die Krawatte ab- n würde, wie einem ganz ge- lichen Verbrecher. Er hätte nd gelacht und gerufen: „Un- ich!"

r verehrte Bismarck

der junge Mann Raeder Ober- nt ist, regiert Kaiser Wilhelm rüher, als Gymnasiast in erg in Schlesien — der Vater taeder ist dort Direktor am ymnasium —, da verehrt er Bismarck, den eisernen Kanz- nd vor dem jungen Menschen t die große Zeit Deutschlands fzusiehen. Macht man sich das r klar, wenn man an das Leben der prominenten Männer unserer Vergangenheit denkt? Wissen wir heute, ob der Abend unseres Lebens Glück oder Schrecken für uns aufgespart hat? Man sagt, wenn einer seine Pflicht tut, dann könne ihm nichts passieren. Nun, das hat dieser Mann Raeder auch gedacht. Er hat die Marine-Akademie besucht, er wird Kapitänleutnant, er wird Navigationsoffizier auf der Kaiserlichen Jacht „Hohenzollern". Schon im ersten Weltkrieg ist er Admiralstabsoffizier, und Chef des Stabes bei dem berühmten Admiral Hipper an Bord der York. Moltke und Seidlitz. Es gibt keine Steppenhasen bei der Marine, jedenfalls schwimmt auch Raeder schon im ersten Weltkrieg mit den großen stählernen Festungen auf den Wassern der Nordsee. Späterhin, was Krieg ist und erlebt in Verantwortung ist. Der erste Akt geht zu Ende...

Und die Türe des Hauses in Lippstadt ist jetzt aufgegangen. Wir haben keine Zeit mehr für Erinnerung; hier ist die Gegenwart: Ein Treppenhaus. Ein Etagentür, im Türrahmen eine junge gekleidete, alte Dame. Sie kannte meine und Ihre Mutter sehr gut, war das eine ist sie nicht, jedenfalls ohne alle Betonung: die Frau Großadmiral. Das ist die resolute, im Leben geprüfte Frau mit dem starken Herzen, die nach der Entlassung ihres Mannes den Journalisten auf dem Flugplatz das Wort zum „Politischen Ehrgeiz — nein, mein Mann will jetzt nur noch Kaiser von China werden!" Sie ist die Frau, die durch Erniedrigung, Gefangenschaft, Konzentrationslager ging und nur das eine Ziel hatte: dem heimkehrenden Manne eine Heimat zu schaffen. Sie hat nicht bei „Anhängern" ihres Mannes Stütze in der Not und tätige Hilfe gefunden, sondern bei Freunden des Menschen Raeder und bei den Kameraden von der See. Sie hat nicht in militaristischen „Klagen" herumgeschwärzt oder von sich reden gemacht. Wenn man von ihr sprach, sprach man von den rastlosen Bemühungen um ihren Mann, die sie zu allen Dienststellen, zu den großen Geistlichen Deutschlands, kurz überall dahin führten, wo sie *für ihren Mann das Recht* und die Gnade zu erlangen hoffte. Sie wollte nicht den Politiker und nicht den Großadmiral retten, sondern ihren Mann.

Und sie hat es geschafft. Rechtzeitig gelangt sie aus Lippstadt auf den Flugplatz Hannover, wo ihr Flug nach Berlin vom Auswärtigen Amt schon vorsorglich gebucht ist. Und wieder halfen in Eile und Zeitnot Freunde, persönliche Bekannte. In Berlin ist es der alte Hausunteroffizier Raeders, Adolf Paiser, jetzt Hausverwalter bei der Freien Universität Berlin, der seinen alten Chef aus dem Gefängnis in die Freiheit führt. In Hannover ist es der treue Fahrer Schultze, der den „Alten" vom Flugplatz bis in die blumengeschmückte Wohnung bringt.

Nur keine Sensation

Beide Raeders haben ängstlich jeden Lärm und jede Sensation vermeiden wollen. Und auch den Menschen, von denen sie empfangen wurden, ging es nicht um eine politische Demonstration. Da kam dieser Mann aus Spandau, es war ihm sicher dreckig gegangen. Sie wollten einfach da sein, wenn er heimkäm, ihm zeigen, daß er in ihrem Gedächtnis lebte. Natürlich bekam Erich Raeder ein wenig Wasser in die Augen, als er das so sah. Und er hatte auch Wasser in den Augen, als seine Frau nach der Entlassung auf ihn zueilte, in die Arme des ernüchterten, hinter den Mauern Spandaus vom Leben ausgeschlossenen Mannes und nur sagt: „Erich, mein Erich!" — Und weiter gar nichts.

Aber auch solche Momente gehen vorüber. Wir sitzen jetzt in Lippstadt in der Uhlandstraße 35 schon wieder in einer normalen und bescheidenen Wohnung, die um so gemütlicher ist, als die Herzenswärme ihrer Bewohner ausstrahlt. Frau Raeder hat diese Wohnung von ihrer mäßigen Rente wieder geschaffen.

Da ist ein Tisch, sind Stühle, ein Sofa unter dem großen Bild vom Meer. Da sitzt Erich Raeder, der alte Mann und erhebt sich jetzt, ist er so alt? Frau Erika holt die Weinflasche. Ihr Mann dankt. Er hat sehr Jahre keinen Tropfen Alkohol getrunken.

Raeder blickte uns abwartend, schweigsam, aber keinesfalls abweisend an. Aus dem Nebenzimmer leuchten die Farben der Blumen

(Fortsetzung auf Seite 7)

Eine kostspielige Angelegenheit die Ländervertretungen in Bonn

Schmalspur-Diplomaten

Aus dem Kriege haben wir noch die unglückliche Einrichtung der Sonderführer in Erinnerung. Sie trugen den Spottnamen: Schmalspur-Offiziere. Der föderative Aufbau unserer Bundesrepublik hat uns eine Parallele auf dem Gebiet der Diplomatie gebracht. Wir meinen die Herren „Gesandten" der deutschen Bundesländer in Bonn. Sie genießen zwar nicht die Vorrechte der echten Diplomaten, als da sind: Audienz beim Staatsoberhaupt, Exterritorialität und Steuerfreiheit — aber sie verfügen über Geld, uns will scheinen, über ungerechtfertigt viel Geld.

Die Zahl der Als-ob-Diplomaten in Bonn entspricht der Zahl der Länder: zehn. Ein Landesrechnungshof hat, in loyalem Eifer, die Tätigkeit der Landesbevollmächtigten in Bonn wie folgt definiert: „Die Aufgaben der Ländervertretungen bestehen in der Hauptsache in der Sicherung der rechtzeitigen Mitwirkung des Landes an der Gesetzgebung."

Dar ist uns neu. Die Artikel 50 und 53 des Grundgesetzes bestimmen für diese Aufgaben den Bundesrat. Doch wenn zwei dasselbe tun, so ist es noch lange nicht dasselbe. So auch hier. Die Vertretungen selbst machen kein Hehl daraus, daß sie ihre Hauptaufgabe in der Repräsentation, im „Schaffen von Klima" sehen. Nun, auch dem überzeugtesten Föderalisten werden diese „Klimaanlagen" als viel zu kostspielig erscheinen müssen.

Außer Berlin und Hessen haben alle Ländervertretungen in Bonn eigene Häuser. Sie beschäftigen im Durchschnitt bis zu 30 Beamte des gehobenen noch mehr — wie könnte es anders sein — des höheren Dienstes. Die Neubauten Nordrhein-Westfalens, Bayerns und Baden-Württembergs kosteten, die Innenausstattung ungerechnet, zwischen 80 000 und 900 000 DM. Im Keller des Bayern-Hauses wurde eine Bierstube mit Säulen und Nischen eingerichtet, die 150 Sitzplätze hat. Das Land Baden-Württemberg verfügt über ein ähnliches Ausstellungsstück in Gestalt einer wundervollen Schwarzwälder Stube und einem atomsicheren Keller. Einladungen an Hunderte von Gästen, die mit einem erlesenen kalten Bufett auf „Klima" gebracht werden, gehören selbstverständlich zum Repertoire der Länderbevollmächtigten. Nach dem Motto: Mehr scheinen als sein.

In krassem Diskrepanz zu dieser Ueppigkeit, zu diesem Bleodwerk befinden sich die diplomatischen und konsularischen Auslandsvertretungen der Bundesrepublik. Der Bundestag hat im Verlauf von sechs Jahren für die Einrichtung aller Auslandsvertretungen von mehr als 150 an der Zahl, insgesamt die Summe von 33,6 Millionen DM bewilligt. Kein Wunder, daß die Repräsentation dort, wo sie notwendig wäre, nur eine Misere ist, während die unnötigen Länderbevollmächtigten sich so wohlfühlen, wie eine Made im Speck. Es sind Steuergelder, die da „vertepräsentiert" werden. — FLIX —

rnberg, 13. Oktober 1955 8. Jahrgang Erscheint wöchentlich

EDERMANN: Eine hohe Woge brandet auf uns zu

Die Grundlinien des modernen Lebensgefühls – starke Gegensätze werden sichtbar

Plätze um den runden Tisch sind wieder be-
Aus den anliegenden Büros mußten noch
für neue Teilnehmer herbeigeschafft wer-
terr Specht, der heute eine Gegenerklärung
n will, fehlt noch.

haft gestikulierend spricht Herr Bäß mit
Jedermann: „Wenn ich Steiger wer-
nnte, bekäme ich für dieselbe Arbeit mehr
Herr Michaelis tuft den beiden über
sch zur „Herr Specht hat einen Protest an-
digt. Der Protest wird sicher samt sein —
uer Heinrich mit Kälberzähnen."

u Kasimir, Mitte der Fünfzig, der Runde
Eigenwilligkeit bekannt, ist im neuen Hut
enen. „Letzter Versuch", sagt Herr Hand-
leine zu Herrn Bäß. Frau Kasimir flüstert
ebenfalls zu laut ins Ohr, daß es die
te Umgebung gut hören kann: „Na, Fräulein
ke, heute kommt wohl die Liebe dran. Da
n Sie bestimmt aufpassen . . ." Fräulein
lke, etwa 19 Jahre alt, macht ein Gesicht, als
r eine Quelle in den Hals geraten wäre . . .
Specht kommt, man sieht ein Zittern um
Mundwinkel.

— klopft mit dem Kugelschreiber auf die
platte! „Meine Damen und Herren, wir fan-
n. Herr Jedermann wird uns heute sein Den-
und Verhalten von Grund auf erklären . . ."
Stille . . . Wie ein kräftiges Ausrufezeichen
die große Jedermanns-Krawatte im Raum . . .

Der erste Widerspruch

Herr Specht erhebt sich, leicht nach vorn
gebeugt: *„Ich bitte um das Wort zur Tages-*
ordnung." Auf seinem Gesicht flackert die Er-
regung. „Bitte *Herr Specht*".

„Am Schluß der letzten Sitzung habe ich an-
gekündigt, daß ich Herrn Jedermann wider-
sprechen müsse. In seinem Vortrag kam der
Satz vor, daß er nicht sehe, wie Religion in sei-
nem *Leben eine Macht sein könnte.* Die Echt-
heit des zum christlichen Denken gehörenden
Solidaritätsbewußtseins hat er ebenfalls bestrit-
ten. Dadurch fühle ich mich in meiner reli-
giösen Ueberzeugung verletzt. Mein Sohn darf
nicht ein *solcher Jedermann* werden. Dem Pro-
test schließen sich auch andere Teilnehmer des
Rundgesprächs an. Ich beantrage, daß die ver-
zerrten Darlegungen des Herrn Jedermann jetzt
geradegebogen worden, ehe der heutige Vortrag
beginnt".

Herr Bäß: „Da ist nichts geradezubiegen.
Die Wirklichkeit ist genau so, wie sie Herr
Jedermann gezeichnet hat."

Die Generationen

Herr Specht temperamentvoll: „Die Wirk-
lichkeit ist eben nicht so, Herr Bäß. Sie sollen
wissen, daß mich bei meinem Wochenlohn von
72 Mark allein die Religion nicht verzagen läßt.
Mit meinen 60 Jahren kann ich nicht mehr so
unbeschwert darauf losreden wie Sie. Die
geistigen Kinderkrankheiten habe ich hinter
mir. Ihre Ansichten oder die des Herrn Jeder-
mann lasse ich mir in dieser Sache nicht auf-
zwingen. Ich bitte, über meinen Antrag zu
entscheiden."

Herr Michaelis: „Der alten Generation
werden wir mit Tatsachen heimleuchten, daß ihr
die Augen übergehen. (—o—: „Bitte Herr Mi-
chaelis, keine Beleidigung.") Ich will niemand
beleidigen, aber es bringt uns auf die Palme,
wenn man uns die Jugend in den Sinn vorhält,
daß wir noch nicht alle Kerzen auf dem Christ-
baum hätten. Solcher „Gripsmassage" bedürfen
wir nicht. Wir hören schnell, was die Glocke
schlägt. Auf dieser Erde quellen unsere Freu-
den. Indirekt hat es *Herr Specht* selbst auch
zugegeben." (Zurufe; Unruhe.)

Frau Kasimir: „Mit Herrn Jedermann
habe ich ebenfalls ein Hühnchen zu rupfen. Für
weltanschauliche Auseinandersetzungen hat er,
wie er gesagt hat, kein Interesse. Diese Gleich-
gültigkeit finde ich haarsträubend. Sie können
mich von Fräulein *Kubaike bestätigen* lassen,
daß ich mich fortwährend bemühe, weltanschau-
lich zu *wirken. Herr Jedermann* könnte davon
lernen . . ."

Herr Michaelis: „Der Prinzessin auf der
Erbse hat es die Petersilie verhagelt . . ."

Frau Kasimir: „Schämen Sie sich, Herr
Michaelis, so spricht man nicht mit einer Dame."

Herr Jedermann: „Ueber die Religion
habe ich allgemein nichts gesagt. Ich habe nur
bemerkt, daß sie in meinem Leben keine Macht
ist, ich respektiere, daß sie es in *ihrem* Leben
ist. Mehr können Sie von mir nicht verlangen."

Ein wichtiger Punkt

—o—: „Bitte; meine Damen und Herren, be-
wahren Sie die Ruhe. Wir waren uns einig,
daß wir über die Ansichten des Herrn Jeder-
mann *später diskutieren. Herrn Specht* gebe ich
darin recht, daß sein Einspruch einen wichtigen
Punkt betrifft, der nächstens in aller Freu-
mütigkeit erörtert werden muß. Allerdings wer-
den wir daran nicht vorbeigehen können, daß
zwischen Reden und Tun oft eine Kluft be-
steht . . . Bitte Frau *Kasimir*."

„Von der diplomatischen Entscheidung des
Herrn —o— bin ich nicht ganz befriedigt. Es
handelt sich um ein Grundproblem, dem man
nicht ausweichen darf. Ich füge mich aber, wenn
Herr —o— verspricht, daß die Diskussion statt-
findet und *er selbst dabei Farbe bekennt*".

„Selbstverständlich, Frau Kasimir. Bitte, Herr
Jedermann, beginnen Sie jetzt":

Das Leitwort: „Tag, schein' herein, Leben, flieh' hinaus"

eine Damen und Herren! Der Widerspruch
rau Kasimir und des Herrn Specht über-
mich nicht. Durch das Volk, ja durch
nze Abendland, geht in dieser Frage ein
Graben. Vor 150 Jahren ist er sichtbar
den und seitdem hat er sich immer mehr
ieft. Sie sehen die Kluft deutlich an
tellungnahme zur bevorstehenden Hochzeit
Prinzessin Margaret. Die anglikanische
e ist dagegen, die Masse des englischen
s dafür. Bei uns beseitigt die Kirche be-
bestehende „Onkel-Ehen" durch heimliche
ungen. Dabei geht es der Kirche um die
issen, den Beteiligten meistens um die
. (Zuruf: „Man muß leben.")

nerhalb und außerhalb der Mauern des
tentums fragt man sich heute wieder, was
tus täte oder wie es ihm erginge, wenn
die Welt zurückkäme. Das Wort aus der
adis-Legende: „Ich gehe nach Rom, um
nach ei...al kreuzigen zu lassen" dürfte
bekannt sein. Ich erinnere daran, um
n zu zeigen, aus welchem Grund meine per-
chen Gefühle kommen. Ueber den Komplex
Ihnen Herr —o— besser Auskunft geben
en als ich.

ie kurze Diskussion hat mich darin be-
st, daß es notwendig ist, die Probleme nicht
verschwommenen zu lassen, „sondern sie
Namen zu nennen. Das mir heute gestellte
ma *fordert eine klare Sprache.* (*Herr Mi-*
elis: *„Bitte sechs* Unzen und *starke*
fen".)

Ein Leben in der Sonne

rschrecken Sie nicht, Herr Michaelis, daß
scheinbar elegisch anfange. Auf zwei Kla-
n, wie die klassischen Diplomaten, spiele
trotzdem nicht.

n Shakespeares „Romeo und Julia" steht ein
hmles Wort, das in der deutschen Ueber-
ung von August Wilhelm Schlegel so lautet:
, schein' herein, Leben, flieh' hinaus",
n dieses Wort schreibe ich über den Vor-
. Es soll auch über dem im „Wochenend"
meinenden Bericht stehen.

Als 36jähriger zähle ich im Fußball zu den
oren wie Herr Specht mit seinen 60 Jahren
ter Fabrik. Wäre ich im Sport ein „Kanone",
sie ich jetzt einen anderen Job haben. In
er Runde und vor den Fragen, um die es
, darf ich mich aber zur *jungen* Generation
nnen. In mir knistert das Feuer derer, die
sen, daß sie jetzt daran sind. Für die nächs-
zwei Jahrzehnte sind meine Altersgenossen
ieder Hauptteil des Rückgrat des Volkes. (*Herr*
haelis: „Bravo.")

Mein Lebensgefühl gipfelt zuerst in dem Ruf
„schein' herein". Bei einem Mann von
ite ist der Ruf ein Fantasieslott, nicht eine
amade wie bei dem Mädchen Julia. Das darin
haltene Programm ist mir ernst. Der Nach-
z „Leben, flieh' hinaus" paßt zum Vorsatz
e die Schraube zur Mutter; ich will in die
it und in ihr wirken, damit der Tag zu mir
reinscheinen *kann*.

Ein Leben in der Sonne

Einige von Ihnen haben sicher gelesen, daß
r amerikanische Bühnenschriftsteller Thorn-
Wilder heuer für die Festspiele in Edin-
rg das Stück „A Life in the Sun" (Ein Leben
der Sonne) geschrieben hat. Der Titel sagt
nau, was ich will: Ein Leben in der Sonne,
weit es *auf Erden* möglich ist. Um den Rest
nd um die Kälte brauchen wir uns nicht zu
rgen.

Daß der Silbermond nicht auf die Erde kommt
nd daß der Traum nicht Wirklichkeit wird,
weiß ich, aber aus Bescheidenheit, aus Tradi-
on oder Religion lehne ich nichts ab, was ich
erade noch zu greifen vermag. Mit Zaghaftig-
eit oder Minderwertigkeitsgefühlen ist man auf
ieser Erde schnell und überall — auch in
hrem Kreise, Herr Specht — der Geprellte. Ich
will vom Leben alles, was es mir auf meinem
latz und bei *meiner* Arbeit bieten kann.

Geist und Seele.

Die Natur steht in ihren guten Monaten in
verschwenderischer Fülle da. Sie überschlägt
sich förmlich im Ausdruck und Genuß der Exi-
stenz. Damit kann sie uns ein Beispiel sein.
Ein unbegrenztes Sich-Ausleben empfehle ich
keineswegs, aus dem Becher muß mit Maß ge-
trunken werden. Ich sehe aber nicht ein, warum
ich den Inhalt nicht so schlürfen soll, wie er
schäumt. Hier fühle ich mich als ein Teil der
Natur.

Von der *älteren Generation* kommt ein Räur-
gern . . . —o— unterbricht den Redner: „Ent-
schuldigen Sie, *Herr Jedermann*, daß ich eine
Zwischenbemerkung mache. Der Mensch ist
nicht bloß ein Teil *jener* Natur, die wir sehen.
Er kann auch denken und fühlen. *Das heißt*: er
steht in der Natur und als seelisch-geistiges
Wesen über *ihr*. *Daraus ist seine Haltung* in
der Welt abzuleiten."

Herr Jedermann fährt fort: „Vor solchem
Florettfechten habe ich Manschetten. Natürlich
leugne ich nicht, daß der Mensch denkt und
fühlt. Ob es, aber Geist und Seele als wesen-
hafte Bestandteile hat, bezweifle ich. Für mich
sind Denken und Fühlen Fähigkeiten, nicht We-
senheiten. Ich hoffe, daß Sie mich verstehen."

—o—: „*Ich verstehe Sie gut, Herr Jeder-*
mann. Denken und Fühlen können jedoch nicht
bloß Fähigkeiten sein. Hinter ihnen muß es
logisch einen *Grund* geben. Den Grund oder
die *Wesenheit kann man jedoch über die lo-*
gische Schlußfolgerung hinaus exakt nicht
beweisen. Wir können deshalb nicht erklären,
was zuletzt unser Leben *ist*. Auch das innere
Zusammenwirken des *Atoms vermögen wir*
uns nur mit *Schlußfolgerungen*, nicht mit
exakten *Beweisen*, klar zu machen. *Was Sie*
jetzt gesagt haben, *Herr Jedermann*, stammt
aus *jener Naturwissenschaft*, die ihre *Kampf-*
positionen aufgeben mußte. Reden Sie bitte
weiter."

„Konsumgier"

„Mein Leben will ich so verstehen und üben
wie ich es habe. Das mir Zustehende soll
man mir nicht vorenthalten oder vergällen. Der
neueste Vorwurf „Konsumgier" erschüttert mich
nicht. Ich habe noch keinen gesehen, der eine
Möglichkeit bewußt ausgeschlagen hätte. (*Herr*
Bäß: „Ich auch nicht.")

In einer Zeitschrift war kürzlich ein Gedicht
des alten Horaz zu lesen. Darin hat es geheißen:
„Einmal mußt Du sterben, freue Dich jetzt
Deines Lebens und genieße es." So denke auch
ich."

Herr Imberg, ein Sechziger, halblaut zu
Frau Kasimir: „O heilige Einfalt, gewach-
sen aus dem Hunger nach Geld, Der alte
Reide Horaz soll die Folgen des unverdauten
Wirtschaftswunders rechtfertigen" . . . Herr
Jedermann: „Heiliger Bimbam, jetzt müßte
ich aus *Matthäus 21, 28—32*, das Gleichnis von
den ungleichen *Brüdern erzählen*. „*Heilige Ein-*
falt' soll zum ersten Male Johann Hus berufen
haben, als er in Konstanz den *Scheiterhaufen*
bestiegen wußte" . . . —o— bitter: „Im Friede-
wertigkeit: „*Man muß nicht überall Sprengpulver suchen.*"

Das will ich

Das *Unmögliche* will ich keineswegs. Ich
weiß, daß man zu jedem Berg in Stufen empor-
steigt. Eine Stufe will ich jetzt hinauf, weil ich
sonst wegen der bereits eingetretenen oder an-
gekündigten Preissteigerungen einen Absatz
tiefer komme. Sie haben selbst gelesen, welche
Mehrgewinne in diesem Jahr bei einzelnen Wirt-
schaftszweigen gemacht worden sind. Die Kirche
wird beim Dorf bleiben, wenn ich meinen Teil
beanspruche.

Ich will so essen, daß ich gesund und lei-
stungsfähig bleibe und mich und meine Frau
so kleiden, daß man uns nicht über die Achsel
anschaut. Eine kleine, aber moderne Wohnung
mit Bad soll der Ausgleich gegen die Abnutzung
durch den Betrieb sein. Nach 1948 sollen in der
Bundesrepublik eineinhalb Millionen Familien-
wohnungen ohne Bad gebaut worden sein. Was
hat man sich dabei gedacht? Ein paar Haushalt-
maschinen brauche ich, weil die Frau mitverdie-
nen muß. Das Motorrad habe ich nicht aus
Standardsucht, sondern für den langen Weg zur
Arbeitstätte und für das Wochenende. Der Weg
zur Arbeit ermüdet mehr als eine gleich lange
Beschäftigung. Frauen Sie darüber einen Ar-
beitspsychologen, wenn Sie es mir nicht glauben.

Daß ich mit der Frau im Monat zweimal ins
Kino gehe, wird mir niemand verübeln. Ge-
legentlich möchte ich auch ins Theater oder ins
Konzert, weil ich für gute Musik viel übrig
habe. Das Radio ist ein Volksbildungsmittel ge-
worden, das Fernsehen wird es bald sein.

Diesen „Komfort" erstrebe ich. Und dazu die
Möglichkeit, meinem Jungen eine gute Aus-
bildung zu verschaffen. Ist daran etwas zuviel,
meine Damen und Herren, oder kann man solche
Wünsche „Begehrlichkeit" und „Konsumgier"
nennen?

Viel wird verlangt

Für den, der nichts leisten will, ist es zuviel.
Ich packe an. Mein Handwerk glaube ich zu
verstehen. Die Leistungen werden heute mit
allen Mitteln der Rationalisierung, der Arbeits-
psychologie und Kontrolle gesteigert. Ich habe
nichts dagegen, daß *etwas* verlangt wird. Wenn
ich mich täglich bis zur Neige ausgeben muß,
brauche ich Indessen den Ausgleich durch das
Angenehme. Das Arbeiten, nur um des Leben
zu fristen, macht keinen Spaß und die Kraft
hört dann plötzlich auf. Die *volkseigenen* Läden
und das Zimbumm der Reklame ärgern mich,
wenn ich davon nichts habe.

Gegen die Teilzahlungen

Die Teilzahlungen auf Jahre hinaus will ich
unter keinen Umständen mehr. Einmal und nicht
wieder, habe ich neulich zu meiner Frau gesagt,
als ich die letzte Rate weggeschickt habe. Ich
fordere nicht mehr Lohn, weil ich „fleißig" bin,
sondern weil die Preise sich erhöht haben und
weil ich mit denen gleichziehen will, die mehr
verdienen und nicht mehr arbeiten als ich. Daß
immer Unterschiede sein werden, erkenne ich
an, aber viele Unterschiede sind zu groß und
deshalb nicht berechtigt.

Damit bin ich für diese Woche fertig. Das
nächste Mal werde ich konkrete Beispiele vor-
tragen. Wir greifen hinein ins volle Menschen-
leben. Auf Wiedersehen, meine Damen und
Herren."

Starker Beifall bei der Mehrheit. Einzelne
äußern unter sich Zweifel . . . Frau *Kasimir*
katzenfreundlich zu Herrn Jedermann: „Wer-
den Sie auch über die Liebe sprechen? Meine
Schwiegertöchter haben darüber merkwürdige
Ansichten." *Herr Jedermann*: „Einstweilen
sind mir die anderen Realitäten wichtiger.
Haben Sie nach Geduld, meine Dame . . ." *Frau*
Kasimir zu Fräulein Kubaike: „Er wird
auch über die Liebe reden." Fräulein Ku-
baike: „Warum sagen Sie das mir, mein
Gefühl interessiert mich mehr . . ." *Herr Jeder-*
mann geht lächelnd weg.

Meine Damen und Herren, als Diskussionsleiter wünsche ich Ihnen guten Abend und hoffe, Sie nächste Woche zur gleichen Zeit wieder hier zu sehen. Gegen einzelne Bemerkungen habe ich Bedenken gehört. Wir werden darauf zurückkommen (*Herr Bäß: „Herr Jedermann soll sich auch darüber äußern, welche *Erfahrungen* er in seiner Ehe mit der ganztägigen *Beschäftigung* der Frau *gemacht hat*." —o—: „Das sollten Sie anregen, *Herr Bäß*.") Bitte sehen Sie die im „Wochenend" erscheinenden Berichte an Ihre Freunde weiter. Auf Wiedersehen —o—

Rededuell über Begehrlichkeit: „Schwamm drüber"

„Die Häuser werden jetzt so gebaut, daß die
Sonne durch die breiten Fenster scheinen kann.
Auch in der Lebensanschauung und Lebenshal-
tung sind wir aus dem Schatten in das Licht
getreten. Wer die Welt durch Butzenscheiben
betrachten will, soll darin nicht gestört werden.
Diese Leute sollen indessen nicht fortwährend
an uns norgeln. Es ist doch vergeblich. In die-
sem Blatt (er hält an *Hej* empor) steht ein
Artikel einer Frau K. Ich kann es mir nicht
versagen, ein paar Sätze daraus vorzulesen:

„Die *moderne Jugend will vor allem genie-*
ßen. Das müssen wir ihr durch Härte abge-
wöhnen. Die jungen Leute sollen sich bewußt
werden, daß sie nicht zu fordern, sondern zu
lernen und zu arbeiten haben. *Das Leben fängt*
für die nachfolgende Generation nicht mit 21
und auch nicht mit 25 an, sondern vielleicht
mit 40 oder 50. Vor dem Recht steht kilometer-
weit die *Pflicht*. *Auch die jungen Ehepaare*
sind damit gemeint. *Sie fordern meistens den*
Himmel schon auf der Erde.'

Die Besitzenden verhätscheln oft ihre Kinder.
Solche Sprößlinge lernen nicht, wie das Geld
verdient wird. Soweit die Sätze jedoch auf die
jungen Ehepaare gemünzt sind, sieht man an
solcher Moral auf ein paar Kilometer die Run-
zeln. Darüber wundern sich bei uns die Flun-
dern."

Herr Bäß und *Herr Michaelis* klat-
schen Beifall. *Frau Kasimir: „Sie schoka-*
kieren mich, Herr Jedermann. Als Mutter erwachsener *Söhne* und *als* Mitglied eines
Frauenbundes sage ich Ihnen, daß *Sie die Be-*
gehrlichkeit, die wir überwinden müssen, noch
steigern. Die Leute dürfen nicht *alles haben*
wollen, was sie sehen. Darüber bin ich im
ständigen *Kampf* mit meinen Söhnen und be-
sonders mit meinen *Schwiegertöchtern*, die nur
an Mode und Komfort denken. In diesem Alter
ist es mir nicht eingefallen, jede Saison mitzu-
machen. Den Wirbel hat es gar nicht gegeben."

„Ich bitte um Entschuldigung, Frau Kasimir.
Ich wollte Sie nicht schockieren. Daß es vor
30 Jahren etwas nicht gegeben hat, kann heute
keine Begründung mehr sein. Die jungen Ehe-
leute müssen meistens sehr sparsam leben,
weil die Pfennigen fehlen. Aber dafür sind sie
nicht zu gewinnen, daß für sie das Leben erst
beginnen soll. Wenn sie altersgrau geworden
sind. (Für sich: „ich hab' sie ja nur auf die
Schulter geküßt . . . Schwamm drüber.")

Eine Erinnerung

Hören Sie jetzt, meine Damen und Herren:
Am Sonntag, den 22. Juni 1948, besaß ich nichts
als das Kopfgeld von 40 Mark für mich und
meine Frau. Arbeit hatte ich nicht. Eine Woche
lang getraute ich mich bei der Arbeitssuche nicht
einmal mit der Straßenbahn zu fahren . . . Viele
hatten am nächsten Abend neues Geld in der
Kasse. Die Gehalts- und Lohnempfänger wuß-
ten, daß sie am bevorstehenden Letzten Geld
empfangen würden. Ich stand allein zwischen
Himmel und Erde. Drei Tage darauf wurde mein
Junge geboren. Damals habe ich gerufen oder,
wenn Sie wollen, gebetet: ‚Tag schein' herein.'

Viel Geld wird verdient.

Nun kommt das zweite: ‚Leben flieh' hin-
aus'. Ich sitze nicht *Daumen* drehend hinter
dem Ofen ich arbeite gern und angestrengt,
aber ich möchte dafür den Lohn empfangen,
der dem Erfolg meiner Arbeit entspricht. Der
normal veranlagte, strebsame Mensch kann nicht
dazu bestimmt sein, den armen Jonathan zu
spielen.

In der Großwirtschaft wird viel Geld verdient.
Investitionen (Anlagen) sind notwendig, aber
man soll auch bei den Menschen etwas inve-
stieren, denn wir sind zum mindesten ebenso
wichtig wie die Maschinen. Gewiß kommt bei
Lohnkämpfen eine Arbeitnehmergruppe hie und
da mit einer anderen in Konflikt. Dasselbe er-
lebt man aber auch unter den Arbeitgebern.
Darüber wird kaum ein Wort verloren.

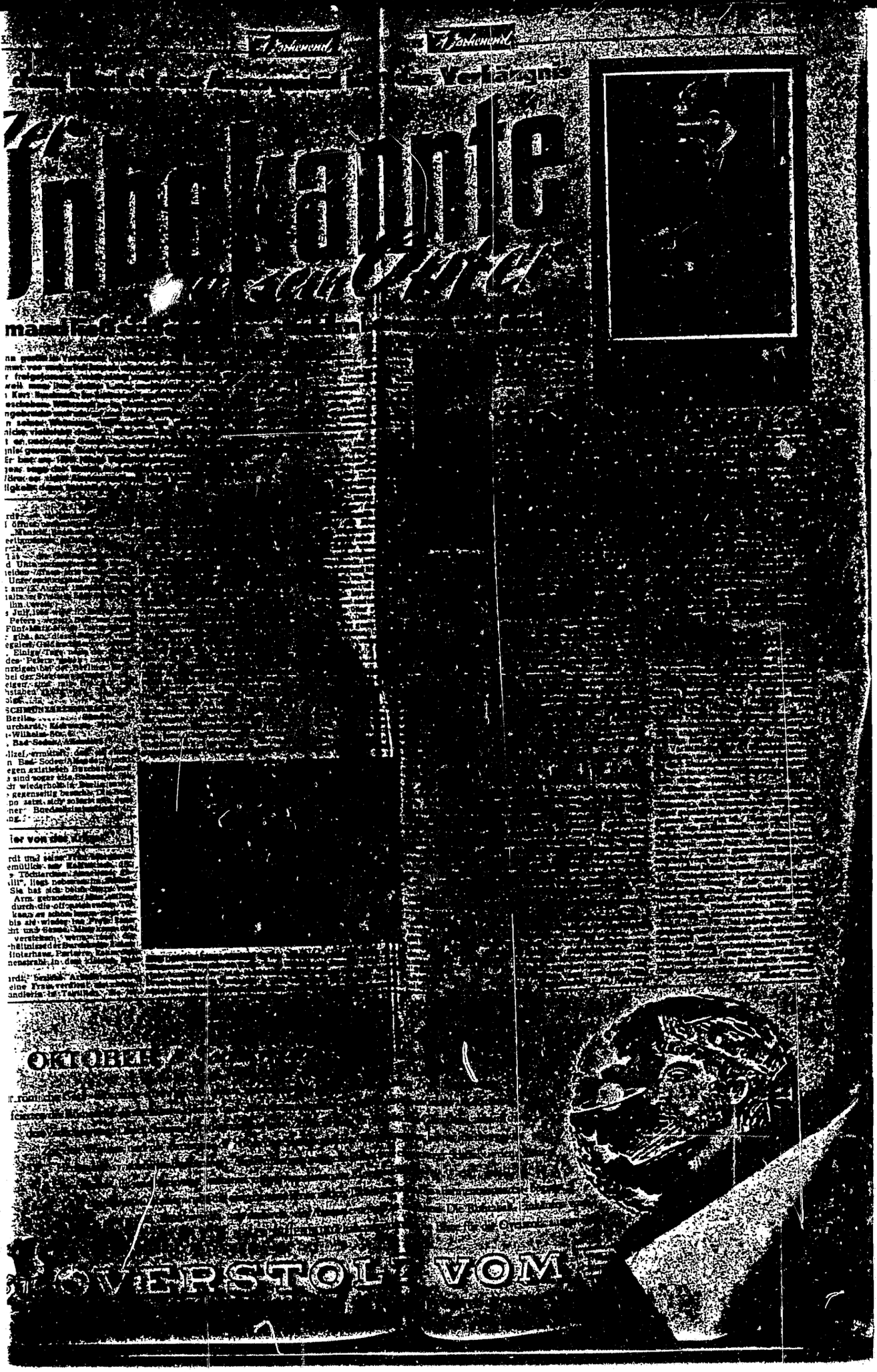
Wir Arbeitnehmer der Produktion fühlen uns
als die Pro-Motoren des sozialen Fortschritts.
Wenn wir uns dabei von den Bedenken leiten
ließen, daß in anderen Wirtschaftszweigen durch
unsere Erfolge zeitweise Schwierigkeiten oder
Mißverhältnisse entstehen, bliebe alles beim
alten. Von den Früchten der Konjunktur be-
kämen wir nichts zu spüren als die hohen
Preise. Dadurch, daß wir den gebührenden Lohn
erhalten, brauchen die Preise nicht zu steigen.
Die überhitzte Rationalisierung scheint mir nicht
nötig, im Gegenteil gefährlich zu sein. Mit der
„Automation" hat es noch Zeit. Allerdings wer-
den die Ueberstunden allmählich zu teuer. Sie
können wegfallen, weil sie ohnehin ein Raub-
bau an der Gesundheit sind.

—o—: „Damit berühren Sie, *Herr Jeder-*
mann, die schwierigsten Probleme der Gegen-
wart. *Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß*
wir hier mit der *Schwarz-Weiß-Manier* nicht
zu vernünftigen Urteilen kommen. *Diese Dinge*
müssen wir *auseinig* erörtern, sonst geraten
wir in den Sumpf."

Jetzt nur großkariert

Gewiß, Herr —o—, gerade hier müssen die
Standpunkte geklärt werden. Ich kann jetzt nur
großkariert denken, damit es den Zuhörern klar
wird, um was es mir geht. Eine hohe Woge
kommt auf uns zu. Sie brandet uns die Frage in
die Ohren, wie das soziale Gefüge modernisiert
werden kann. Die Frage kann nicht mehr bei-
seiteschoben werden. Selbst die christlichen
Arbeitnehmer sind darin mit uns einig. Im Aus-
land, z. B. in Frankreich, bereiten sich eben-
falls große soziale Auseinandersetzungen vor.

Bekunis-Tee macht schlank u. hält gesund auf natürl. Wege. gibt ein jugendliches und frisches Aussehen.
Bekunis-Tee sorgt für eine gute Verdauung u. wirkt mild abführend bei Darmträgheit und Verstopfung.
Bekunis-Tee schafft reines Blut und reine Haut ist gut bekömmlich und einfach kalt aufzugießen.
Orig. Packg. DM 1.95 + Porto, Verp. Reformh.


OKTOBER
OVERSTOLZ VOM

Wochenend-Reporter berichten aus Deutschland

Als erste deutsche Unterwasser-Fernseh-Unternehmen

Eine Kamera taucht in den Königssee

h. k. **REICHENHALL.** — Das erste deutsche Unterwasser-Fernseh-Unternehmen hat seine Gerätewoche überstanden. Im Gar-

IN DIE TIEFE des Königssees wird hier die kleine Unterwasser-Fernseh-Kamera geschickt versenkt.

nigsee. Eine Woche lang arbeitete eine „Expedition" von deutschen Wissenschaftlern und Technikern auf einer improvisierten großen Unterwasser-Fernsehstation, die vom einem Motorboot gezogen wird, in der Nordbucht des Königssees zu Füßen der Watzmann-Ostwand. Man wollte die Verwendbarkeit von Unterwasseraufnahmen, die aus beliebiger Tiefe an die Oberfläche übertragen werden können, für die Fischerei, die Seekunde und zur Unterstützung des Taucheinsatzes in der Praxis prüfen.

An diesen ersten Unterwasser-Fernsehversuchen in Deutschland, erstmals auch mit deutschen Geräten, waren neben dem Institut für Netzforschung in Hamburg noch die limnologische Station Falkau im Schwarzwald, die Fischereischule in Starnberg und die Atlaswerke in Kiel beteiligt. Außerdem wollte man feststellen, welchen praktischen Wert das Unterwasser-Fernsehen für Ozeanographie und Fischerei besitzt. Wenn auch der Taucher dadurch niemals ersetzt werden kann, so läßt sich doch durch dieses Verfahren sein Einsatz wirtschaftlicher gestalten, etwa durch Feststellung von Unterwasserschäden an Schiffen, Kaimauern und Brückenpfeilern. Neue Gesichtspunkte eröffnen sich zur Beobachtung von Bodenverlagerungen und Geschoß-Erscheinungen, zur weiteren Erforschung des Lebens unter Wasser, zur Beobachtung des Verhaltens der Fische im Netz und der Fanggeräte während des Einsatzes.

SEIT 40 JAHREN sind diese Einmachgläser nicht geöffnet worden.

Löwenfleisch eingemacht können Sie versuchen!

h. r. **MANNHEIM.** — „Fettes Rehfleisch 1907. — Kalbsgallrate 1912. — Zungenragout 1923. — Sahnen-Gebäck 1903", steht auf vielen kleinen Aufschriftschildern. Was es damit auf sich hat? Eine bekannte Firma, deren Einmachgläser in fast jedem deutschen Haushalt zu finden sind, legte sich ein kleines „Haus-Museum" an, um an eigenen Erzeugnissen Erfahrungen zu sammeln.

Da liest man unter anderem: „Dieses Glas wurde im Jahre 1924 von Herrn Missionar Gruner in Daressalam gefüllt und im Jahre 1930 nach Deutschland gesandt." „Und oft probieren wir nach 20, 30, 40 Jahren unsere eingemachten Kuchen, Brötchenbelag, Fleischstücke, oder Kompotte, und wenn auch manche an Aussehen rasch färblich verloren haben, zu genießen, und zwar ohne jede Gefahr, ist alles!" — erzählt uns die über zehn Jahrzehnten tätige Kochfrau: „Unser interessantestes Einkoch-Glas ist eingemachtes Löwenfleisch aus dem Jahre 1913!"

Die gute Tat

h. k. **HAMBURG.** — Da gibt es in Hamburg einen armen und kranken Mann, dem schenkten mitfühlende Menschen eine Drehorgel und einen Affen dazu. Er bekam eine Konzession für die Stadt Hamburg. Dann wurde sie ihm wieder entzogen. Eine Drehorgel mit ihrem Gejammer passe nicht in eine Weltstadt. So die Begründung der Behörde. G. bekam aber die Genehmigung, außerhalb Hamburgs zu spielen. Da biß eines Abends im Gedränge der vollen Bahn sein Aeffchen „Amigo" eine neben ihm stehende Dame. G. wurde verklagt, zur Zahlung eines Bußbetrages verurteilt — und war wieder am Ende. Inzwischen hatte sich die lokale Presse der Sache angenommen. Tausende von Menschen schrieben, daß sie den Klang der Drehorgel als ein wehmütiges Ueberbleibsel aus der guten alten Zeit empfänden. „Gebt ihm die Konzession", schrieben alle, „wovon soll er denn sonst leben?" Eine Autoverleihfirma stellte G. 14 Tage lang einen Wagen zur Verfügung, der ihn morgens auf die umliegenden Dörfer brachte und abends wieder nach Hause fuhr. Plötzlich wurde ihm auch diese Konzession mit der alten Begründung entzogen. Nun aber handelten andere Stellen. G. trat vier Wochen lang in einem bekannten Hamburger Varieté auf — und die Menschen jubelten ihm zu. Bis ihm die Behörden, die sich vielleicht doch noch einmal erweichen lassen, eine Genehmigung geben wird, darf G. nun jede Woche zweimal im Museum für hamburgische Geschichte seine Orgel drehen. Damit ist ihm zunächst geholfen. Aber wer hilft weiter? Hoffentlich finden die ersten menschenfreundlichen Helfer dieses modernen Drehorgelmannes recht bald ebenso tatkräftige Nachfolger. Sonst steht es schlecht um ihn und seinen kleinen Affen...

So jung – und doch schon „Gruseltanten"

Ingrid und Anni sind Deutschlands jüngste Fremdenführer

s. u. w. **ROTHENBURG** o. T. — Deutschlands jüngste Fremdenführerinnen sind „Gruseltanten par excellence", obwohl sie erst zwölf Jahre alt sind. Oder etwa gerade darum? Schaurig klaft's alsbald den Fremden die Rücken herunter, wenn Ingrid und Anni, die munteren Mädchen, ihnen voran die Stufen zum Rathaus-Keller herunterspringen, und es tief, noch tiefer, bis hinunter zu Folterkammern und Verliesen geht. Die „Spruch", die die beiden dabei machen, sind alterprobter Führer-Wortschatz und von bewährter Grusligkeit. Doch weil sie aus so kindlich-jungem Munde kommen, sind selbst abgebrühte Drei-Sternchen-Touristen vor der Gänsehaut nicht gefeit.

ALLERHAND SCHAUDER jagen Ingrid und Anni ihrem Publikum immer wieder über den Rücken.

„Hier ist die alte Hinrichtungsstätte", sagt Ingrid mit genau der gleichen Kinderstimme, mit der sie vormittags in der sechsten Klasse der Volksschule einen Grammatiksatz tarieren. „Sehen Sie die hölzerne Rolle? An ihr hat man die Verbrecher aufgehängt und ihre Beine — und dann dicken Steinen beschwert..." Anni ist inzwischen beim Holzblock angelangt, in den die Gauner damals ihre gesalzenen Füße stecken mußten. „Hier hat sich einer totgelacht...", sagt sie mit lustiger Stimme, nicht anders, als verlenge sie ein Zehner-Eis, und fröhlich zwitschernd plaudern sich die kleinen Führerinnen durch Hä's geigen und Schraubstöcke, Folterzangen und hochinteressante Marterinstrumente.

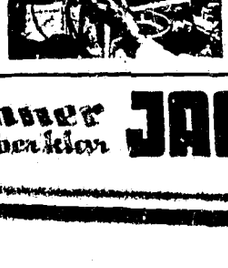
Das gefällt den Fremden (350 000 durchwandern alljährlich das so romantische Rothenburg), und die zwölf „richtigen" Fremdenführer der Stadt neiden den Kindern nicht den Erfolg. Sie nun, ja nur „nebenberuflich", um Ballettstunden zu finanzieren!

Tanken Sie Duft!

h. b. **NÜRNBERG.** — Diese junge Dame steht immer in gutem Geruch. Ja, sie verkauft ihn an ihrer „Duftlankstelle" sogar kubikzentimeterweise. Sicherlich ließen die Männer sich das Benzin lieber in kleinsten Portiönchen in den Tank füllen, stände an der Kraftstoff-Pumpe statt des rauhbeinigen Tankwartes eine lächelnde schöne

Gebohrt - geheilt!

h. g. **ULM.** — Betriebssanitäter Eugen Schwarz von den Fahrzeugwerken Ulm (Donau) verwendet einen Zahnbohrer zur Punktion blutunterlaufener Finger- oder Zehennägel. Mit Hilfe des schnelldrehenden Bohrers öffnet er den blutunterlaufenen Nagel an zwei Stellen, aus denen das Blut austreten kann. Druck und Schmerz lassen sofort nach und in den meisten Fällen kann der Verletzte seine Arbeit gleich wieder aufnehmen. Aerzte benutzen schon sein Rezept.



Spanische Exzellenz

e. k. **ERLANGEN.** — Geheimrat Professor Dr. Adolf Schulten kehrte in diesem Jahr zum 50. Mal von Spanien nach Deutschland zurück, ausgezeichnet mit dem „Alfons-Orden", den ihm Franco persönlich um den Hals legte für die ungewöhnlichen Leistungen des Betasten, der die Werke alter spanischer Schriftsteller in einer „Quellensammlung des alten Spanien" zum erstenmal neu auflegte.

Das haben unsere Leser selbst erlebt

Nur ein paar Tropfen

Die schönste wahre Geschichte dieser Woche

Mit den Abzügen in der Hand betrat ich das Zimmer. „Sind die Bilder gut geworden?", waren die ersten Worte meiner Frau. „Hab' selbst noch nicht nachgesehen." Damit setzten wir uns in unsere gemütliche Ecke, um nun die kleine Urlaubsreise noch einmal im Bild nachzuerleben. Aber schon beim ersten Foto schauten wir uns überrascht an: das waren ja gar nicht unsere Aufnahmen! Zwei reizende Buben und eine hübsche junge Frau lachten uns aus den dargestellten Szenen an, doch wir kannten sie nicht. Verärgert über die Unachtsamkeit des Fotohändlers steckte ich die Abzüge wieder ins Cellophantütchen, als mir das unterste Foto zu Boden fiel. Ich starrte wie gebannt auf das Bild auf der Erde. Und noch mehr staunte meine Frau, als ich nun hastig sämtliche Bilder auf dem Tisch ausbreitete. Ich erklärte ihr mein plötzliches Interesse: Kein Zweifel bestand, der Mann mit der Stirnnarbe auf den Bildern war derselbe, der mir in der banalen Stunde meines Lebens entscheidend geholfen, den ich aber dann nicht mehr wiedergefunden hatte. Wie ein Film zog wieder die ganze Episode der bitterkalten Dezembernacht von 1947 an mir vorüber.

Damals hatte meine Frau einen plötzlichen und schweren Herzanfall bekommen, und obschon unser Hausarzt sehr schnell zur Stelle war, vermochten wir der jäh Erkrankten nicht zu helfen. In jenen schlimmen Nachkriegsjahren fehlte es ja nicht nur an Lebensmitteln, sondern oft auch an den notwendigsten Medikamenten. Meine Frau lächelte tapfer, aber gequält aus den Kissen; der Arzt bedeutete mir, daß es ernst sei und er keinen Rat wisse, weil das nun erforderliche Medikament nicht zur Verfügung stehe. Um einen Ausweg ringend, schrieb er schließlich einige eilige Zeilen auf seinen Rezeptblock, riß den Zettel ab und schob mich hastig — mir noch einen letzten angstvollen Blick auf meine apathisch liegende und mühsam atmende Frau lassend — zur Tür hinaus. Er drückte mir das Papier in die Hand: „Fahren Sie mit Ihrem Wagen so schnell wie möglich zur nächsten Stadt. Dort wohnt Dr. L., ein Kriegskamerad von mir. Wenn irgendeiner, dann könnte nur er das Medikament haben, das wir jetzt brauchen. Eilen Sie, das Leben Ihrer Frau hängt davon ab."

Ich raste los, jagte wie von Sinnen durch das nächtliche Dunkel, immer das Bild des kranken liebsten Menschen vor Augen, dessen Leben nun an Schnelligkeit und Erfolg meiner Fahrt hing. Die Reifen fraßen Kilometer um Kilometer, halsbrecherisch nahm ich jede Kurve.

Schon ging ich mit dröhnendem Motor in die letzte, langgezogene, kurvenreiche Steigung, hinter der das Ziel lag — da blieb auf einmal wie erstorbend das Lied der Maschine aus, die Geschwindigkeit ließ nach, während sich eine eiserne Klammer um meine Brust zu schließen schien. Ich schaltete trotz lärmenden Protestes des Getriebes zurück, noch einmal, aber mit einer letzten verzweifelten Anstrengung fiel der Motor aus. Schon bevor ich die Kühlerhaube aufriß und den Meßstab in den Tank senkte, wußte ich: keinen Treibstoff mehr! Die Katastrophe war da. Wo sollte ich in der winterlichen Einsamkeit der Nacht hier Benzin auftreiben? Und selbst wenn ich's wußte, wer würde mir welches geben! Bei der kargen Zuteilung geizte jeder mit jedem Tropfen: Benzinmarken hatte ich in der Aufregung ohnehin nicht dabei.

Ich überlegte, ob ich den Wagen in eine der Waldschneisen zum Wenden einrollen lassen sollte, um dann bergab zu fahren; vielleicht würde ich die Tankstelle unten an der Kreuzung erreichen. Vielleicht könnte ich mit Bitten und Betteln oder unter Zurücklassen einer Wertsache etwas Benzin erhalten. Ach Gott, aber der Zeitverlust, wo es auf Minuten ankam! Mit brach der Schweiß aus und ich war der völligen Verzweiflung nahe. Von den Höhen herunter kam in langsamen Windungen ein ferner Lichtschein. Es mußte ein Fahrzeug sein. Nie hatte ich eine Menschenseele sehnlicher herbeigewünscht. Tatsächlich, es war ein Wagen, ich erkannte die beiden Scheinwerfer, kein Motorrad oder Fahrrad, wie ich in wirrem Sinn befürchtet hatte. Ich stellte mich breit auf die Straßenmitte und winkte verzweifelt. Bremsen kreischten, und dicht vor mir hielt ein Personenwagen, dessen Fahrer ich mit sich überstürzenden Worten meine Situation schilderte. Noch meinem ersten Satz schon stieg der Mann aus und machte mir, daß auch er sozusagen „auf den letzten Resten" fahre und darum schon mit abgestelltem Motor bergab gerollt sei. In meinem erschrockenen Gesicht mußte eine Welt von Hoffnungen zusammengebrochen sein und der Fremdling hatte das erkannt. Er öffnete eilig seinen Tank, prüfte mit dem Meßstab und sagte: „Noch fünf Liter. Das dürfte gerade reichen, haben Sie einen Schlauch?" Ich reichte ihm Schlauch und Gefäß, schluckunig saugte er an und ließ die kostbare Flüssigkeit in die Kanne laufen, die fünf Liter faßte. Auf meinen schwachen und wenig überzeugenden Protest hin, daß er ja nun nicht mehr heimkomme, meinte er nur, ich brauchte es nun nötiger als er. Dabei lächelte er ermutigend, wobei eine große Stirnnarbe sein freundlich-männliches Gesicht etwas entstellte.

SCHON VON FERNE kündigte ich meine Rückkehr durch rücksichtsloses Hupen an. Arzt konnte ich in letzter Minute das lebensrettende Medikament für meine Frau in die Hand drücken.

Ich dankte ihm, in der Stunde der Not, Angst und Verzweiflung vor keine Zeit gewesen zu Fragen, Notizen oder Verabredungen. Und jetzt, nach so vielen Jahren, spielten mir der Zufall und das Versehen eines Fotografen die erneute Begegnung mit dem so uneigennützigen, hilfreichen Unbekannten in die Hand. Unser erster Weg war der zum Fotografen, der zweite zur Wohnung des Mannes mit der Stirnnarbe.

Lächelnd wehrte unser Gastgeber jeden Dank ab: ja eigentlich schulde er mir Dank, war seine verwunderliche Antwort. Mein Unverständnis klärte er folgendermaßen auf: Seine Hilfe machte sich damals umgehend bezahlt. Als er mit Verspätung in jener Nacht vor seinem Haus ankam und den Wagen in die gegenüberliegende Garage fahren wollte, war diese nur noch ein Trümmerhaufen. Das betreffende von Bomben arg beschädigte leerstehende Haus war kurz zuvor zusammengestürzt, die Garagen völlig erdrückend. Ohne unser nächtliches Zusammentreffen mit dem folgenden Aufenthalt wäre zumindest sein Wagen, wenn nicht gar er selbst unter den Trümmern begraben worden. Die Minuten kurzentschlossener Hilfsbereitschaft hatten sich wirklich gelohnt, und zwar gleich für einen ganzen Kreis von Menschen.

*

Für diese wahre Geschichte erhielt Herr G. S. in Wiesbaden 100,— DM.

Jede Woche 100 Mark für die schönste wahre Geschichte!

Der Kenner ist sich drüber klar JACOBS KAFFEE wunderbar

as Dilemma des Alltags: unsere komischen Angewohnheiten - Sie bringen andere zur Verzweiflung

Wir alle haben einen Tick!

existiert schon seit Menschengedenken - Selbst im Bundestag ist er zu Hause

e junge, liebenswerte und sehr charmante Dame wird immer wieder angetroffen, wenn sich ier Stadt ein größerer oder kleinerer Kreis interessengleicher Menschen zu fröhlichem Tun Treiben begegnet. Fast scheint es, als würde es kein gesellschaftliches Ereignis ohne sie en können. So beliebt und gern gesehen ist sie. Aber, was ist sie denn da immer Seltsames! zupft sich mit der linken Hand an ihrem rechten Ohrläppchen! Während der Unterhaltung, rend einer musikalischen Darbietung, selbst im vertrauten Gespräch. Immerzu. Sie merkt selbst längst nicht mehr. Nachsichtig lächelnde Freunde sagen: „Laß mal, sie hat eben einen nen Webfehler . . ." — Das ist kein schönes Wort. Aber was ist eigentlich mit ihr los?

junge Mann schaut noch einmal in den iegel. Er streicht sich über das glattrasierte zupft die Krawatte zurecht und schaut eine frischen Bügelfalten. „Jawohl", sagt batzufrieden, „so werde ich dem Chef im- en." Otto Hermann hat heute nämlich sei- roßen Tag. Um 10 Uhr ist er bei Direktor ann bestellt. Er soll sich vorstellen. End- ird er wieder eine Stellung haben. Denn ngen Monaten bemüht sich der junge Mann ens, wieder unterzukommen. Mit leichtem lopfen betritt er schließlich das Büro des tors . . .

ser Vorgang wiederholt sich tagtäglich. nger Mann stellt sich bei dem zukünftigen vor. Mit großen Hoffnungen fängt es an. Schluß bleibt nur noch die Enttäuschung. tellungssuche ist heute schwerer denn je. Zeugnisse, Wissen und Können sind nicht

nken die Kollegen, die Kunden und das im, wenn sie diesen Mädchen beobach- mmerzu benutzt sie den Bleistift als wickler. Vom Dienstbeginn bis Büro- „Sie hat einen Tick!", sagen alle und dabei mit den Schultern. Später nimmt nand mehr ernst — und das schadet ihr.

nscheidend. Es gibt viele Berufe, wie Hermann, der als Vertreter in Par- waren anfangen wollte, die etwas als erständlich voraussetzen: allgemeine Sym- Und die hatte der junge Mann leider umindest Direktor Lehmann war dieser „Der junge Mann hat einen Tick", sagte ektor, als Otto wieder draußen war. Nein, reizten Nerven des Direktors hielten den en Angewohnheiten des jungen Mannes nicht stand. Er und so mancher Zeit- wundern sich, warum sie keinen rich- folg haben, sie immer „zu kurz" kom- eshalb man sie ausiacht oder auf die cht sympathisch findet. Das hängt de nit en, daß sie einen „Tick" haben. Nur ne winzige, kleine Angewohnheit, die eren stört oder gar nervös macht.

Hermann hätte ohne die Anstellung be- . Nur zwei Tatsachen en den Erfolg: War- eit er immer, bevor n Satz zu sprechen Warum faßt er stän- dem Zeigefinger an dkragen und bewegt n nach vorne, als ob Kragen viel zu eng - Instinktiv macht das ndertmal am Tag, Verhängnisvolle dar- daß er seinen Tick mal selber bemerkt. t tausenderlei solcher nheiten, die im lächerlich sind. Es ier nur Kleinigkeiten. ie können ausschlag- ein über Sympathie ipathie. Und davon n hängt es ab, ob folg hat oder nicht. h sind die kleinen nheiten harmlos. uns hätte sie nicht? es dabei einen Un- t: manche Angewohn- kt sympathisch. Die dagegen lächerlich aufreizend. „Der so- Tick existiert schon, lenschen gibt", meint ein bekannter Psychologe. „Nur wurde der Tick früher nicht bemerkt. Heute wirken dumme Angewohnheiten auf den anderen aufreizend, weil die Nerven immer zum Zerreißen angespannt sind. Die eigene Nervosität wird übersehen, nur der Tick des anderen nicht . . ."

Wie oft wundert man sich, daß kein Kontakt mit dem anderen zustande kommt. „Ich möchte nur wissen, was der gegen mich hat", beklagt sich so mancher. Er ahnt aber nicht, daß es den Kollegen abstößt, wenn er in einem fort die Fingergelenke knacken läßt, beim geringsten Anlaß schrill auflacht und beinahe wie ein Pferd wiehert. Nein, daran kann sich der Kollege wirklich nicht gestalten. Und bei allen Qualitäten und Fähigkeiten des anderen — er findet ihn trotzdem nicht sympathisch.

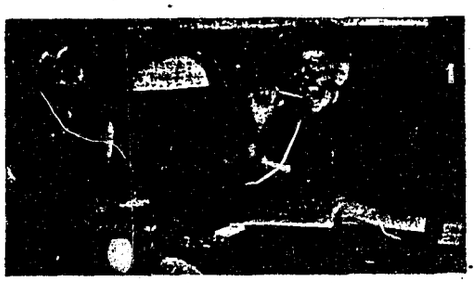
„Es ist schrecklich, wie sich der Mayer benimmt", sagt Buchhalter G. zu seiner Frau. Auch sie ist außer sich. Ständig muß sie nämlich Knöpfe annähen. An den Mantel ihres Mannes, an das Jackett und an den Arbeitskittel. Denn Kollege Mayer, sonst die Korrektheit in Person, hat eine Angewohnheit, die man bereits als einen „schweren Tick" bezeichnen kann: er zupft gern an Knöpfen. Wenn er sich mit einem anderen unterhält, pflegt er dessen Jackettknopf festzuhalten und beginnt zu zwirbeln. Bis der Knopf dann schließlich abreißt. Nur beim Chef kann er sich beherrschen. Aber auch der hat einen Tick. Kein Satz bis [illegible] Schluß „nicht wahr" vorkommt. Kein Brief in dem es nicht mit dem Wort „selbstverständlich" wimmelt. Und kein Angestellter, dem er nicht „leutselig" auf die Schulter klopft. Das geschieht mitunter so impulsiv, daß der „Leidtragende" einen blauen Fleck bekommt.

Wenn heutzutage so manche Bewerbung in die Brüche geht oder auch das Rendezvous mit einer Pleite endet, dann ist in vielen Fällen nur der verhängnisvolle Tick daran schuld. Eine Sekretärin, die den Bleistift als Lockenwickler unbewußt gebraucht und diesen Vorgang immer wiederholt, wird schwerlich die Sympathie eines Chefs gewinnen. Auch der füllhalterkauende Büroangestellte wird nicht imponieren, vorausgesetzt, daß sein Gegenüber am Pult nicht noch schlimmere Ticks hat. Das Brillenrücken hat schon den besten Vortrag eines Professors ins Lächerliche gezogen. Nicht jeder kann begreifen, warum man beim scharfen Nachdenken die Stirn in Falten legt, die Faust an die Schläfe preßt, sich am Ohrläppchen zupft, das Ohr bekratzt oder Grimassen schneidet, die sich auf einer Bühne sehen lassen könnten.

Der Tick als Alarmruf

Man nehme den Tick nicht leicht. Ein Abgeordneter des Bundestages machte sich lächerlich, weil er fortwährend seine Manschetten hervorzupfte. Ein englischer Politiker wird allgemein bespöttelt, weil er erschreckend oft sein Taschentuch hervorholt und sich über die Stirn wischt, obwohl er gar nicht schwitzt. Eine Hamburger Kontoristin kündigte ihre Stellung, weil sie der Prokurist fast zur Verzweiflung brachte: stundenlang trommelt er mit den Fingerknöcheln auf der Schreibtischplatte und schlug bei jedem Diktat den Takt. Das halten die Nerven nicht aus. Ob man sich gegen dieses Dilemma des Alltags schützen kann? Das ist nicht einfach, denn wohl niemand ist sich seines Ticks selber bewußt. Wenn er verschwinden soll, dann muß man seinen „Inhaber" darauf aufmerksam machen. Das ist aber delikat. Nur gute Freunde können es riskieren, ohne etwa Streit zu bekommen. Wer sich vom Tick befreien will, der möge einmal seinen Nächsten beobachten. Und wenn dieser andauernd an der Krawatte zupft, auf dem Stuhl aufreizend schaukelt oder ständig die Socken hochzieht (obgleich sie dank Sockenhaltern bestens sitzen), dann möge es ein Alarmruf sein . . . habe ich nicht letzten Endes selber einen Tick . . .?

Freilich muß hier zum Schluß dieser Betrachtung ein ernstes Wort hinzugefügt werden. Es genügt nicht, diese Zwangshandlungen, Ticks oder Phobien — wie man sie medizinisch naher bezeichnet — als lediglich harmlose Nebenerscheinungen unseres Alltags zu belächeln, sich darüber zu ärgern oder sie achselzuckend abzutun. Zwar behaupten Wissenschaftszweige, daß es sich auch bei harmlos scheinenden Fällen um — wenn auch untergeordnete — Symptome echter Geisteskrankheiten handelt, jedoch finden wir nur spärlich echte Begründungen angeführt. Und da wir weiter oben feststellen mußten, daß fast alle unsere Mitmenschen nicht frei von ihren Erscheinungen sind, fällt es uns schwer, daran zu glauben. Trotzdem aber können wir keineswegs unterstellen, daß sich alle diese in die Millionen gehenden Fälle als „normal und gegeben" ansehen lassen. Denn schon die laienhafte Beobachtung ergibt doch, daß kaum ein von irgendwelchem Tick behafteter Mensch diesen allein aufweist. Fast immer lassen sich ebenso gut und deutlich weitere diesbezügliche Erscheinungen nachweisen. Inzwischen haben der Film, das Theater, der Rundfunk und das Fernsehen nur zu oft die geschilderten Zwangshandlungen und Ticks zum wohlassortierten Beiwerk bestimmter, weil „publikumswirksamer", Lustspielhandlungen erhoben. Wir alle lachen darüber. Einer Lösung des Problems aber führen diese Bagatellisierungen nicht zu.



Keiu Zweifel: beide haben einen Tick! Das ständige Zurechtziehen der Krawatte, das Zerren am Hemdkragen und das Hin- und Herrücken der Brille, Ticks, die viele von uns an sich haben. Wir selber merken es nicht mehr, aber die anderen lächeln . . . und eines Tages werden sie nervös!

Beinahe wäre sie Chefsekretärin geworden, aber der Tick des ewigen Bleistiftkauens hat ihr die Karriere zerschlagen. Das Schlimmste daran: sie wird es niemals erfahren. Nicht jeder Chef - auch Vorgesetzte sieht sich diese Unbeherrschtheit stundenlang an. Es macht ihn kribblig, und er sieht eine andere Mitarbeiterin vor. So verliert sie die Berufschance.

„Wochenend" brachte vor einiger Zeit einen Beitrag unter dem Titel „Die Angst im Nacken". Sollte sich nicht über diese „Brücke" vielleicht die Erklärung finden? Dann wäre der Tick die Ausflucht, die Suche nach einer Ueberdeckung von Ereignissen, die wir nicht wahrhaben wollen, die wir leugnen möchten, die wir „harmlos" verkleiden. wobü.

Ob er die Füße auf den Tisch oder auf den Kronleuchter legt, ist seine Sache. Aber daß er dabei so gefährlich mit dem Stuhl wippt, das macht seine Umwelt nervös. Jeder hat das Gefühl: „Gleich rutscht er aus und schlägt hin!" Ein Tick, der viele andere auslöst.

Erlesen leicht...
Aus sonnengereiften Ernten wird das Erlesenste gewählt für diese leichte und stets frische Mischung.
Erlesen
BRINKMANN G.M.B.H. BREMEN
1.50
BRINKMANN TABAK aus BREMEN

Wochenend WÜNSCHT GUTES Wochenend

...ier flirtet mit einer schönen Tschechin in der Hotelbar,

...r Meier ist gar nicht Herr Meier und er flirtet auch nicht

...eydrich ...kaufte den ROTEN NAPOLEON

WACHE IN HEYDRICHS HÄNDEN (ganz links) war der Chef der Hitler-Polizei Heinrich Himmler (stehend). Der kalte Raubtier-Intellekt Heydrichs suggerierte seinem Vorgesetzten die ‚großen Sachen'. Rechts neben Himmler Reichsminister Dr. Frank, der nach dem Polenfeldzug als Generalgouverneur zum „Kaiser von Polen" ernannt wurde. Die Aufnahme stammt aus dem Jahre 1936. Himmler fraß Gift, als der Krieg verloren war, Heydrich war zwei Jahre früher einem tschechischen Attentat in Prag zum Opfer gefallen und Frank endete in Nürnberg. Kein einziger Akteur dieses Berichts lebt mehr.

Dokumentarischer Tatsachenbericht von Gerhard Schmidt-Jakob

...rend er seinen Cocktail nimmt, blickt ...interessiert hinüber. Ein rassiges ...ädl, stellt er fest. Nicht übel. Ein blü...n hochmütig sieht sie aus, aber das ...anchmal. Im ganzen: große Klasse! ...weilen Cocktail glaubt Meier feststel...nen, daß die hochmütige Dame auch ...t sein vermag. Sie blickt ihn unter ...ren Lidern hervor an, als fände sie, ...aussieht. Meier läßt sich von dem ...gleiten und geht langsam die paar...r Theke entlang auf die Frau zu.

...n — Meier." Behrens macht eine ...

...lächelt: „Herr Meier — aus Berlin? ...en Meier?" sagt sie mit einer dunk...und reizvollem Akzent. „Ich heiße ...

...chelt mit schiefem Mund: „Wenn Sie ...üen, dann heiße ich Napoleon." Ihre ...mmt spöttisch-selbstbewußt: „Dann ...uns ja gefunden." Herr Meier aus ...nt einen Anlauf zum Schwerenöter. ...rcnst: „Die echte Josefine hat Napo...ch gemacht ..."

...ie Frau lacht hellauf. Es klingt ein ...nstelt, aber ganz und gar ungeniert. ...wollen — im übrigen: haben Sie ein ...zu bieten?"

...Kennen Sie Moskau?"

...ein konkretes, kaum noch verhülltes ...nd gleich ist Meier wohler. Im Vazen ...nicht gut. Was er braucht, sind Tat... Frau hier wäre eine, die erste. Er ...razise Antwort:

...sterreich nicht. Aber eine Sache, die ...ich — Josefine gern haben möchte ..."

... das rasche amüsierte Lächeln um ... und verbeugt sich leicht, als er hin...eine Firma war nicht darauf vor...te Dame im Geschäft zu finden. Zu...e schöne Dame."

... sagt Josefine. „Ich hoffe, Sie kom...r hinweg. Oder ist Ihnen diese Part...hr unangenehm?"

... hat bei dem Wortwechsel das un...freundliche Lächeln einer etwas ge... etwas hochmütigen und verwöhn...ern. Niemand, der die beiden so ...e auf den Gedanken kommen, daß ...e einer Salome spielt, die um den ...nes des Täufers zu fellschen be...

...n sitzen jetzt nebeneinander auf den ...und tasten sich mit ihren Worten gegenseitig ab wie zwei Ringer. Für Behrens ist das plötzlich keine Frau mehr. Er ist von einer Sekunde zur anderen völlig unempfindlich gegen ihre blendende Erscheinung geworden, die Herrn Meier so unternehmungslustig in Bewegung setzte. Sein Blick taxiert nur noch. Sein Gehör ist geschärft für jedes verschlüsselte Wort, das um das von ihm gehütete Geheimnis kreist:

„Kennen Sie Moskau?" hört er die dunkle Stimme jetzt.

Und Behrens antwortet: „Nur geschäftlich. Dort war ich noch nicht." Die Schwarzhaarige nickt langsam, als verstehe sie sehr gut, warum Herr Meier noch nie persönlich in Moskau war: „Ich dachte, die Russen kaufen nicht in Westeuropa?"

„Es gibt Waren, die sie nur von dort beziehen können, und dann kaufen sie sogar sehr gern."

„Ach!"

„Ja — der Artikel, den ich habe, dürfte sehr gefragt sein."

„Soso. Warum bringen Sie oder ein Vertreter Ihrer Firma ihn nicht einfach hin?"

Diese Frage stellte Josefine mit einem süffisanten Lächeln und einem so niedertrüchtig-unschuldigen Aufschlag ihrer irisierenden Kohlenaugen, daß Behrens nur denken kann: ‚Schönes Biest!' Aber er antwortet seufzend:

„Unser Chef ist nun mal so komisch. Er sieht es nicht gern, wenn von uns jemand ostwärts fährt."

„Ja", nickt Josefine wieder. „Dann sieht er rot. Aber —" und im Klang ihrer Stimme liegt ein unüberhörbarer schärferer Akzent der von dem Geplänkel wegstrebt. „unsere Beziehungen zur Sowjetunion sind völlig normal, das heißt gut. Ich bin in einer Import- und Export-Firma tätig. Wenn Ihr Artikel gut ist, Herr Meier, wird sie einsteigen."

Der schräge Blick unter Josefines Augenlidern sucht den Barmixer. Sie schient ihm, der ein paar Meter weiter weg anscheinend gedankenlos durch die offene Tür ins Vestibül hinüberstarrt, ihre Cocktailschale mit einer fast unmerklichen Bewegung zu. Der Mann ist mit ein paar Schritten vor ihr und nimmt das leere Glas. „Dasselbe noch einmal, Madame?" Sie nickt. Behrens trinkt hastig sein Glas leer und schiebt es von sich. Als er der Mann mit einem fragenden Blick ebenfalls nehmen will, sagt er brusk: „Stopp" und macht eine abschließende Handbewegung dazu.

Die Frau zieht erstaunt die Augenbrauen hoch. Dann zuckt sie mit den Schultern und hebt das neu gefüllte Glas an den Mund. Als der Mixer seinen alten Platz wieder bezogen hat und ausdruckslos wie vorher in den gegenüberliegenden Raum starrt, sagt Behrens: „Falls Sie die Vermittlung des Geschäftes übernehmen könnten, muß ich eine wichtige Bedingung nennen."

Josefine verzieht das Gesicht, als habe ihr der Schluck aus dem Cocktailglas nicht geschmeckt: „Bedingungen!" seufzt sie. „Daß die Deutschen doch immer so umständlich sind!"

Behrens wirft einen Geldschein auf die Bartheke und läßt sich vom Hocker gleiten. Ihm gefällt dieser bewegungslose Barkeeper mit dem eingerissenen linken Ohrläppchen nicht. Der Mann steht so auffällig unauffällig da, daß er beinahe ein deutscher Kriminalbeamter sein könnte, denkt er bissig. Er reicht der Dame die Hand: „Im Gehen plaudert sich's auch ganz nett", sagt er plump. Er fühlt einen Augenblick ihre Hand in der seinen, kühl, fest, mit einem kurzen sicheren Griff sich seiner Stütze bedienend und sich wieder lösend, und es erfaßt ihn etwas wie stiller Zorn über seine Situation, die ihm eine Frau dieses Formats ausgerechnet dienstlich in den Weg führt.

EUROPA ZITTERTE in den Jahren 1940—44 vor dem Mann mit den kurzsichtigen Augen hinter dem gruselig-berühmten randlosen Kneifer: Heinrich Himmler. Das Bild ist eine Aufnahme aus dem Keutner-Film „Des Teufels General", gedreht nach dem gleichnamigen berühmten Theaterstück von Carl Zuckmayer.

Als Josefine im Vestibül vor einer Glasvitrine stehen bleibt und über die bronzenen und keramischen Miniaturen darin in Entzücken gerät, sagt Behrens halblaut, indem er auf einen kleinen Elefanten mit breitabstehenden Ohren deutet: „Sehen Sie sich die Ohren von dem Tierchen an und hören Sie mir genau so gut zu: Unsere Bedingung ist die: Wir müssen alle Zwischenstationen wissen, die das Material auf dem Wege nach Moskau passiert — alle Verbindungsleute."

Josefine schiebt ihr Gesicht näher an die Scheibe der Vitrine heran. Mit einem kalten Blick, den das Glas zurückwirft und den Behrens auffängt, antwortet sie: „Das ist etwas ungewöhnlich, Herr Meier. Genügt es Ihnen nicht, daß es ankommt?" Behrens versucht diesen Blick aus dem Glas festzuhalten. Aber er gleitet schon wieder über die Nippes hin, verspielt, versonnen. Raffinierte Hexe! denkt er. Alle Hochachtung. Aber gerade deshalb unmöglich so naiv wie ihre Frage. „Ein unsicherer Mann in der Kette könnte alles verderben. Das wissen Sie so gut wie ich. Es ist nicht nur wichtig, daß das Material nach Moskau kommt, sondern auch, daß es in die richtigen Hände gerät."

Josefine deutet in die Vitrine: „Schöne Sachen, nicht wahr? Das da ist aus China 12. Jahrhundert Tschou-Dynastie. Meine Firma vermittelt auch so etwas. Sie macht überhaupt alles mögliche. Nur — geschäftsverbindungen preisgeben — das macht sie nicht!"

Der Auftrag ist mißlungen

Behrens fühlt, daß die Verhandlung an einem harten Punkt angelangt ist. Er will nicht lange den möglichen Hebelpunkt suchen. Er will eine rasche Entscheidung:

„Sie würden also unter dieser Voraussetzung auf das Geschäft verzichten?" fragt er hastig. Ohne Zögern und mit der Sicherheit der vorbereiteten Entscheidung kommt es:

„Ich sehe keine andere Möglichkeit." Josefine wendet sich von der Vitrine ab und geht langsam neben dem Mann weiter, dem Ausgang zu. Dort reicht sie Behrens mit einem bezaubernden Lächeln und leichtem Neigen ihres Kopfes die Hand zum Abschied. „Auf Wiedersehen, Herr Meier, es war eine überraschende Bekanntschaft."

„Das kann man wohl sagen" lächelt Behrens ein wenig verzerrt zurück. Er bleibt noch einen Augenblick stehen, bis Josefine durch das Portal auf die Straße tritt. Dann dreht er sich um und geht zurück. Erst nach ein paar Schritten merkt er, daß er genau der Blickrichtung des Barkeepers entgegengeht, der ausdruckslos und gedankenverloren durch die offene Tür auf den Ausgang starrt.

(Fortsetzung auf Seite 16)

Olga Tschechowa verrät ihr Geheimnis

Die charmante Filmkünstlerin hat in ihrem Münchner Kosmetiksalon die ganz neuzeitliche Behandlung mit Placentubex mit großem Erfolg durchgeführt. Dieses erste und einzige Mittel, das Frischplacenta-Extrakt mittels „Seral DRP" in das Hautinnere einschleust, wird als „Wendepunkt in der Kosmetik" bezeichnet. Es strafft welkende Haut und glättet Fältchen und Krähenfüße auf überraschende Weise. Die Anwendung ist denkbar einfach. Sie tragen Placentubex dünn auf und fetten mit Ihrer gewohnten Creme nach. Eine Tube reicht für mehrere Monate und ist mit ausführlichen Prospekten in Drogerien, Parfümerien und Kosmetiksalons für 8.85 DM erhältlich.

Merz & Co., Frankfurt am Main

Solche Erfolge lassen sich auch bei Ihnen erzielen durch eine einfache Behandlung mit

Placentubex

) Jahre lang: Wer niemals aus dem Blechnapf aß ...!

„Wie geht es, Nummer 4?"

Und Raeder antwortete verbissen: „Danke!"

Die Geschichte Erich Raeders, ist ein Stück deutsche Geschichte

Fortsetzung von Seite 1

llumen, Blumen, Blumen. In unserem
n auf der Glasplatte eines Schreib-
fe. Telegramme. Karten, auf der
orben, unter dem Schreibtisch in
, hunderte, tausende. Wir wollen das
ruber beginnen, aber Raeder nickt
für die Grüße und unglaublich be-
m Teufel, der Mann war doch Groß-
er wäre es geblieben, wie alle Ad-
eser Welt, wenn er nicht den Krieg
hätte, wie wir alle! Bielben die Ad-
Welt auch nicht Admiral, wenn sie
verlieren? Raeder wird auf diese
Antwort geben und er wird die
s stellen. Die Antwort, die er gibt,
n Sie lieber das Glas mit mir, dan-
er Frau!" Und er hebt sein Milch-
Weingläsern zu. Dann sitzen wir
ll und wissen nicht recht, wie man
zu sagen: Und Spandau — ?
h heraus, daß der ehemalige Ober-
der Kriegsmarine schon mehr über
n mochte als er zu sagen vermag.
ch ziemlich unsäglich, was da ge-
Da hat ein Gericht stattgefunden
ht hat den Großadmiral nicht auf
vare er gehenkt worden, so hätte er
zte Minute die Frage „Wofür?" in
abt. Auch die kann man nicht be-
hat keine Antwort. Jedenfalls
Admiral vor Gericht und hat sich
ut er und sein Anwalt es gekonnt
nn kam er nach Spandau.

hatten auch Konzerte

ich schon, daß der Name der Fe-
r zum Begriff geworden ist als die
haftierten, denn die waren ja
Nummer meist, jetzt in der Frei-
ieder. Eine Nummer weniger in
ferrn von Neurath. Was soll man
ten Gottesdienste", sagte Raeder
h sehr erbauend. Besonders Funk
uf dem Harmonium, bis er krank
machten sie es mit Plattenspieler.
ar auch Konzerte, das waren liebe
eder Nacht. Ich war in der Biblio-
en habe im Garten gearbeitet. Ich
auch außerhalb des Lebens, lebt man irgendein Leben, oder man nennt es so —" Raeder schweigt wieder.

Man möchte tausend Fragen stellen, aber Frau Raeder kommt uns zuvor, um ihren Mann zu schonen. Sie hat Fotos herausgekramt, nicht von Spandau natürlich. Auf den Fotos ist ein Stück Lebensgeschichte des Erich Raeder zu sehen, ein Stück deutsche Geschichte, und zugleich Weltgeschichte. Wir sehen die Fotos durch und Frau Raeder sagt ermunternd: „So trinken Sie doch!" Als wäre das wichtigste neben dieser ganzen Geschichte, daß Bier Gäste auch gut bewirtet werden. Auch das macht nachdenklich.

Inzwischen hat sich Raeder wieder etwas gesammelt, er wird wieder sprechen. Die Haft hat ihn körperlich mitgenommen. Erstaunlich ist dieser „alte Mann vom Meer" hat eine unzerbrochene Seele, sein Urteilsvermögen ist von den Mauern Spandaus nicht begrenzt worden, sein Herz ist nicht zwischen diesen Mauern geblieben. Er sagt: „Es waren nicht so sehr die körperlichen Behinderungen, die mich quälten, nicht so sehr, daß ich mit dem Löffel essen mußte, daß kein Spiegel in der Zelle war. Es war dies „Lebendig-begraben-sein", unser lauter Gefangenwächtern, die ihr Leben sichtbar und frei neben uns lebten. Das hat mich gequält, dieser plötzliche Anruf irgendwann bei der Gartenarbeit: „Wie geht es, Nummer vier?" Immer brachte ich dann nur über die verkniffenen Lippen „danke", wirklich nicht mehr."

Stockend, sehr langsam, sehr vorsichtig, immer um das Schicksal der Kameraden besorgt, die noch in Spandau sind, berichtet Raeder weiter. Nie von sich, immer von den anderen, von seiner Frau. Da waren die Besuche der Angehörigen, Zuerst hinter Gittern — eben wie richtige Verbrecher — später ohne Gitter. Aber für die zunächst fünfzehn, später dreißig Minuten, die man den beiden alternden Menschen für diese so sehnsüchtig erwartete Unterredung gibt, zieht man manchmal bis zu zehn Beobachter hinzu. „Da war ein ständiges Kommen und Gehen", sagt Frau Erika Raeder. „Und da sollte man sich konzentrieren, wollte man sich konzentrieren, auf den Menschen, der einem das Liebste auf der Erde ist," fügt Erich Raeder hinzu. Wenn er solche Schilderungen gibt, kurze grelle Schlaglichter in die Nacht: hinter den Mauern von Spandau, senkt er unmerklich den Kopf, blickt zuweilen scheu auf seine Worte sind tastend. Man wagt kaum zu fragen. Raeder spricht weiter. Es waren die Geistlichen, Monsieur Casalis, Monsieur Nicolas und Monsieur Schantz, Pfarrer der reformierten evangelischen Kirche — sie haben mir viel geholfen, verstanden zu trösten, aufzurichten."

Nichts will Raeder über das Zusammenleben der Gefangenen untereinander sagen. Er deutet nur an: „Wissen Sie, wenn man zehn Jahre auf so engem Raum und unter diesen Bedingungen zusammenleben muß, abgeschnitten vom eigentlichen Leben, dann lernt man sich sehr gut kennen. Wir halfen uns gegenseitig in den kleinen Nöten des Kerkerlebens, so hat von Schirach täglich während meiner Krankheit das Essen gebracht, meine Zelle gesäubert."

Er hält schon wieder ein, als müsse er überlegen, ob auch nicht ein Wort zuviel gesagt ist und fügt dann hinzu: „Ja, und — Dönitz natürlich! Was muß dieser Mann durchgemacht haben, als ich entlassen wurde. Man erfährt ja selbst nur Stunden vorher die Entscheidung. Die Kameraden merken nur: wieder ist einer weg, einer der dies Leben fast zehn Jahre lang mit uns teilte — geht raus — in die Freiheit, in ein eigenes Leben, wenigstens in einen Rest davon. Das ist ein erschütternder Augenblick für die Zurückbleibenden hinter Spandaus Mauern, glauben Sie mir! Dönitz und ich hatten fest mit unserer gleichzeitigen Freilassung gerechnet und jetzt am 1. Oktober — wieder nichts."

Raeder verstummt, seine Frau versucht die Pause zu überbrücken, sie mag nicht, daß er sich aufregt. „Man kann über die Sache nachdenken, wie man will", greift Erich Raeder wieder, wie aus tiefem Sinnen, in das Gespräch ein, „vieles ist mir unbegreiflich. Wie sollen junge Menschen in der Bundesrepublik wieder zur Marine gehen, wenn Dönitz und ich Verbrecher sind? Ich bin doch gewiß nicht über die Teppen beflaggt in den Hafen der Dritten Reiches eingelaufen. Ich war ja schon hoher Marineoffizier, ehe es Herrn Hitler an der Macht gab. Er hat mich ja ausgebootet mitten im Kriege. Was konnte ein Großadmiral anderes tun, als die Flotte seines Landes zu befehligen, was würde er in England, Amerika, Rußland tun?"

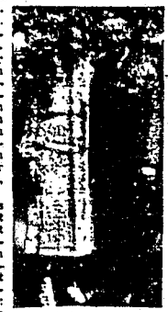
Raeder schweigt, die innere Bewegung hat ihn erschöpft. Auch von uns sagt niemand ein Wort. Das ist ihm peinlich. Aber wir, seine Gesprächspartner schweigen, weil vor unserem inneren Auge das Schreckgespenst dieses Gerichtes auftaucht. Wird es eines Tages die Männer einer anderen Nation dieser Erde erneut so richten müssen, richten wollen —? Raeder liebt keine Sentimentalität. Er will dieses sein Schicksal nicht dramatisieren, um Gottes willen, keinen Sensationsalarm machen. Das begründet vielleicht sein Mißtrauen gegenüber der Presse. Als wir später einige herzliche Worte gewechselt haben, sagt er: „Ich bin an sich nicht pressefeindlich, war doch schließlich selbst Redakteur an Marinezeitschriften!" Und er lächelt uns fast versonnen zu.

Dankbar für Menschenliebe

Wir wagen noch einmal zu fragen: „Und wie war das, dieser letzte Tag in Spandau, die Begegnung mit so viel Gegenwart nach den Jahren abgeschlossenster Einkerkerung? War das nun Triumph, Ueberraschung, Verwirrung?" Erich Raeder sieht uns an. Wieder weist er mit einer ruhrenden, kavaliersmäßigen Geste auf seine Frau, er sagt: „Ich habe gelernt, daß in einem Leben alles wie weggewischt sein kann, was man glaubt, vor seinem Gewissen, vor seinem Volk geleistet zu haben. Ich bin dankbar für die Menschenliebe gewordten, die aus den Handlungen meiner Frau, aus den Grüßen der vielen, vielen Kameraden auf See zu mir kamen. So hat die Nacht erleuchtet durch die dicken Mauern von Spandau. Ich habe es überlebt — und ich weiß Bescheid — und", mit einer Handbewegung zur Decke „— der da hat auch noch mitzureden! Am Entlassungstag hat man mir den Ehering wieder gegeben und hier meine alte Nickelubr. Zweimal habe ich mit ihr schwimmen gehen müssen. Ich hab' die alte Seemannsuhr aufgezogen, sie geht noch. Man überreichte mir ein Verzeichnis meiner Sachen, ich sollte unterschreiben, daß ich alles zurückerhalten hätte. Nicht zurückgeben konnte man mir das Leben meines während der Kerkerhaft verstorbenen Sohnes Hans. Meine Frau mußte ihn 1953 allein begraben. Man gab mir keinen Urlaub zu meinem einzigen Jungen, der mich ans Totenbett rief. Dafür standen an meiner Stelle 14 Admirale am offenen Grab des Kieler Nordfriedhofes." Raeder hält unvermittelt im Sprechen inne, erhebt sich.

Eineinhalb Stunden sind verronnen. „Wir verabschieden uns von diesem Menschenpaar, daß heute und morgen und hoffentlich lange noch unter dem großen Seeblid im neugeschaffenen Heim zusammensitzen kann. Wir haben mit Raeder gesprochen, einem körperlich gebeugten, einem trotz aller Gefangenschaft in der Seele freien Mann. Möchte der Weg seines Schicksals ihm nach der Nacht von Spandau späte herbstliche Sonne für den Abend des Lebens geben. Wie sagte er doch, als der Fotograf ihn bat, zu sitzen: „Ist es hier gut? Sind alle meine Haare da", und er streicht mit zittriger Hand über das schütere Grauhaar „ich habe nämlich Haare lassen müssen."

O. H. Raeder



Die beiden Raeders in Sabelsberg (1939)

1911: Mit Wilhelm II. auf „Hohenzollern"

1927: Mit Hindenburg in Kiel

1939: Großadmiral des Reiches

1946: Vor dem Nürnberger Tribunal

1955: Ein Mann will nach Hause

Feiner mit FONDOR

FONDOR im kleinen Streuer -.55 DM
Die kleine Nachfüllpackung -.70 DM
Das Schächtelchen mit 6 Würfeln -.30 DM

Alle Tage ist kein Sonntag, aber gut essen möchten Sie jeden Tag. Ihr Wunsch wird Ihnen erfüllt: FONDOR verfeinert die Speisen – in einzigartiger Weise – und schon eine Prise bringt den natürlichen Eigengeschmack von Suppen, Soßen, Fleisch- und Fischgerichten, Gemüsen und Salaten zur vollen Entfaltung.

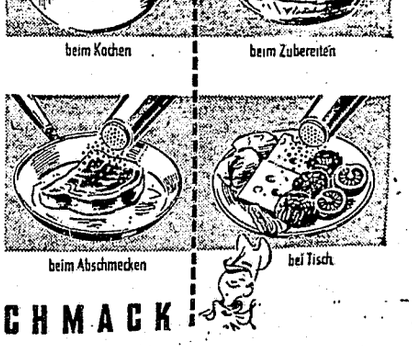
Wie verwenden Sie MAGGI FONDOR?

Die Faustregel lautet: Für ½ l Kochflüssigkeit entweder 2 Würfel oder einen stark gehäuften Teelöffel FONDOR aus dem Streuer nehmen.

Beim Kochen und Zubereiten können Sie die Würfel oder den Streuer ideal verwenden.

Beim Abschmecken und bei Tisch nehmen Sie am besten den handlichen FONDOR-Streuer, den Sie immer wieder aus der Nachfüllpackung ergänzen können.

Mit FONDOR schmeckt sogar Ihr Lieblingsgericht mehr nach Ihrem Lieblingsgericht.



FONDOR FÜR DEN FEINGESCHMACK

Auf Schloß Rapperswil am schönen Zürichsee verbringt der Graf von Caboga gute Tage, aber:

In Wien weint eine alte Dame...

... denn ihr Adoptiv-Neffe machte ihr leider keine Ehre

„Weekend"-Reporter Michael Topp begann in unserer Ausgabe Nr. 41, fußend auf einwandfreiem Tatsachen- und Dokumentenmaterial, mit der Darstellung des ebenso bunten wie erstaunlichen Lebens, das Herbert Wolfgang Stuber, Graf von Caboga Locatelli, inzwischen eben über die Vierzig, bereits hinter sich gebracht hat. „Ich wollt', ich wär ein Graf!" Das war sein früher Jugend sein Wahlspruch. Und außerdem schwärmte er, dieser Sehnsucht nach blauem Blute folgend, schon immer für weite Bergen und Schlösser in aller Welt. Wie er, der Sohn eines seriösen schwäbischen Bankmannes, es fertig brachte, diese Sehnsucht nach Titeln und Schlössern zu stillen, erzählten wir in unserem ersten Bericht. Heute schildert Michael Topp, mit welch seltsamen Methoden der eulenspiegelhafte Graf dabei zu Werke ging...

ESCHICKT hat es der leidige Burgherr erswil verstanden, sich seine Wirkungsvornehm und gediegen einzurichten, ein Mensch auf den Gedanken kommen es bei ihm nur mit einem adoptierten roß zu tun zu haben. Nur der Eingeundert sich über ein paar Dinge...

Vogel ist bei Nacht und Nebel aus-, berichten die Steuer-Fahnder nzmates Dahn/Rheinpfalz ihrem Vor-

Unverrichteterdinge sind sie an dieiungtag des Jahres 1950 aus dem beErlenbach zurückgekehrt. Wegen ausend Mark rückständiger Steuern e dem Besitzer einer mechanischen auf den Zahn fühlen...

über Nacht entschwundene „Vogel" h Stuber Graf von Caboga Locatelli. ndarmeriestation Bundenthal in der deren Amtsbereich Erlenbach gehört, ihm zu berichten daß er „von Burg n Kreis Heidenheim (Brenz) kom-Erlenbach bei Dahn zugezogen ist. Im 1949 hat er dort eine mechanische aufgemacht und hat diese mit zehn zig Mädchen bis Februar 1950 betriebsgangs März oder anfangs April ist raf von Caboga aus hier nicht bekannden verschwunden... Seine Frau hat o Verschwinden ihres Mannes die Mo-eschafft..."

Ganz genau haben die Gendarmen das Verschwinden des Herrn Grafen nicht erfaßt. Denn schon Wochen bevor die Steuer-Fahnder sich die mechanische Strickerei in Erlenbach näher ansehen wollten, erhielt der Präsident des „Schweizer Burgenvereins" und Geschäftsführer des „Internationalen Burgenforschungs-Institutes", Architekt Eugen Probst in Zürich, einen Brief aus Frankreich. Aus Wissembourg/Bas Rhin (zu deutsch: Weißenburg im Unter-Elsaß) teilte ihm Herbert Graf Caboga auf einem pompösen Firmen-Briefbogen „TRIMEX – Exportation / Importation / Commission" mit:

„Ich schreibe Ihnen heute auf dem Briefkopf meiner Neugründung, damit Sie sehen daß ich mich über die Grenze gemacht habe... Da ich nun endlich glücklicher Besitzer eines Passes geworden bin, ist es mir auch einmal möglich, Sie in Zürich aufzusuchen oder am nächsten Kongreß des IBI teilzunehmen..."

Es geht um die Eltern

Schon wenige Wochen später hat der greise Eugen Probst einen Lebenslauf des Grafen von Caboga in Händen. Den vielen Daten und verwirrenden Angaben dieses „Werdeganges" nachzugehen, hält er für unnötig. Sollte ein Graf etwa lügen? Der Chronist aber kann und muß auf diese Diskretion verzichten. Schritt für Schritt wird er den gräflichen Lebenslauf verfolgen, ihn durchleuchten und das Gestrüpp der Widersprüche und Lügen ausroden...

Der „Schelm vom Katzenstein", dem seine schwäbischen Mitbürger schon mißtrauten als gleich nach dem Zusammenbruch aus dem schlichten Herrn Stuber ein vornehmer Stuber Graf von Caboga wurde, verleiht seinem schriftlich niedergelegten Lebenslauf mit der ihm eigenen Großzügigkeit seinem gutbürgerlichen Vater Wilhelm F. Stuber das Adelsprädikat „von Thaop". Zweifellos ist schon hier die Phantasie mit ihm durchgegangen. Der Privatgelehrte und Familienforscher Dr. jur. Walter Freier aus Nördlingen, Oskar-Mayer-Straße 6, hat nämlich festgestellt, daß in keinem Stuttgarter Adreßbuch seit 1910 irgendwo der Name „Stuber von Thaop" aufgetaucht ist. Er fand darüber hinaus auch in der genealogischen Literatur nirgends eine Familie gleichen Namens.

Herbert Wolfgang Stuber, als Graf von Caboga — wie bereits mitgeteilt — heute wissenschaftlicher Direktor des „Internationalen Burgenforschungs-Institutes" auf Schloß Rapperswil am Zürichsee, bekundete übrigens vor dem Bezirksgericht Zürich am 26. Februar 1955 auch nur, daß er der am 20. 11. 1911 in Stuttgart geborene eheliche Sohn des Privatbankiers Wilhelm F. Stuber und seiner Frau Katharina, geb. Böhm sei. Seinen Mitarbeitern gegenüber aber gebrauchte der fesche Graf von eigenen Gnaden eine andere Version. Sie zeugt von einer bemerkenswert unpassenden Gesinnung.

Wiederholt wies Stuber nämlich darauf hin, daß der Bankier Stuber nur sein Pflegevater wäre. Er, Herbert Wolfgang Stuber Graf von Caboga Locatelli, sei das Produkt eines Ehebruchs seiner Mutter. Zeit seines Lebens habe ihr sich gewundert, daß sich sein Vater nach dem Fehltritt der Mutter nicht habe scheiden lassen. Das beweist einmal mehr, daß Herr Stuber, sobald es um Adels- und (wie wir später noch schildern werden) akademische Titel geht, keinerlei Maß mehr kennt.

Scheint es schon fraglich, daß der Bankiers-sohn bereits 1917 in die Schule gekommen ist (er war zu jener Zeit genau fünf Jahre und vier Monate alt), so ist die angeblich 1928 erhaltene „Mittlere Reife" ein glatter Unsinn. In den zwanziger Jahren gab es diesen Begriff nämlich noch gar nicht! Das nach dem erfolgreichen Besuch einer Realschule vor 1914 übliche „Einjährige" war durch die „Obersekundareife" abgelöst worden. Wann aber ist denn eigentlich, so muß man fragen, der Herr Stuber auf die Volksschule gegangen? War er ein so frappierendes Wunderkind, daß man ihn nicht erst Abc-Schütze sein, sondern gleich auf die höhere Schule gehen ließ?

Es gab kein Abitur

Die Sache mit dem Handels-Abitur ist ebenfalls unrichtig. Unterm 24. November 1955 schreibt dazu der Oberstudiendirektor der Wirtschaftsoberschule Stuttgart W, Knospstraße 8: „Die Angaben unseres früheren Schülers Stuber sind für die damalige Zeit nicht richtig. Wenn damals einer unserer Schüler die Abschlußprüfung der zweijährigen Oberstufe hatte, zur Hochschule ging, konnte er dort nach einem weiteren Jahr die Ersatzreifeprüfung ablegen. Das damalige Abschlußzeugnis war also niemals ein Abitur..."

Und so munter wie bisher lügt der Graf in seinem Lebenslauf weiter: „1930—31 nahm ich Aufenthalt in Krcevci und Ragusa-Jugoslawien bei meiner Tante (Gräfin Caboga). Als letztem männlichem Nachkommen des gräflichen Hauses war mir bestimmt, daß ich nach Vollendung des 30. Lebensjahres die Verwaltung der Besitzungen übernehmen und das Erbe antreten sollte."

Aus den Nachforschungen des schon zitierten Privatgelehrten Dr. jur. Walter Freier geht hingegen klipp und klar hervor, daß der letzte echte Graf Caboga am 10. Mai 1922 in Waltersdorf bei Graz starb und keine Besitzungen mehr sein eigen nannte. Die Gräfin Caboga als „Tante" zu bezeichnen, vermochte nur die unbekümmerte Frechheit Stubers. In keinem „Gotha" jenem Handbuch, das über alle Familien- und Abstammungsverhältnisse des Adels sichere Auskunft gibt, ist irgendeine Verwandtschaft zwischen der schwäbischen Bankiersfamilie und den Grafen Caboga der ehemaligen k. und k. Monarchie festzustellen. Auch das Institut für Europäische Geschichte an der Universität Mainz bestätigt ausdrücklich, daß „von Besitzungen in Jugoslawien (Ragusa) oder gar Bulgarien keine Rede sein kann..."

Wie eine fündig gewordene Oelquelle sprudeln die Phantastereien des schwäbischen Bankierssohnes weiter aus seinem Lebenslauf. Wir wollen hier nur am Rande erwähnen, daß er sich noch seinen eigenen Worten „genaue Kenntnisse in Aufbau und Organisation einer internationalen Bibliothek" anmaßt. Der Baron de Haan berichtet über Stubers Tätigkeit am Internationalen Arbeitsamt in Genf 1931—33, daß dieser als Hilfskraft in der Bibliothek verwendet wurde und auf Grund seiner recht bescheidenen Vorbildung (Volksschule und zwei Klassen Handelsschule) auch für keine verantwortungsvollere Arbeit in Frage kam.

Uebergehen wir die Zeit von 1933—40 von der Herr Stuber nur zu berichten weiß, daß er zunächst als Prokurist, später als Teilhaber im väterlichen Bankhaus arbeitete. Verzeichnen wir aber, daß er sich am 21. Mai 1938 in Genf mit Anita Siegel verheiratete. Selbst hier muß er lügen. Sein aus Polen stammender Schwiegervater M. J. Siegel, ein in Genf tätiger Sportlehrer, wird flugs von ihm zu einem ehemaligen Rittmeister der k. u. k. Armee und Reitmeister an der französischen Riviera gemacht. Stubers Phantasie steigert sich allmählich weit über die Angeberei hinaus, und gerät in die bedenkliche Nähe handfester Hochstapelei...

Er behauptet beispielsweise, da es für sein heutiges Amt von Bedeutung ist, in den Jahren 1933—37 an kunstgeschichtlichen Vorlesungen bei Professor Dr. Baum in Stuttgart teilgenommen zu haben. Dieser Professor, jahrzehntelang Direktor des Württembergischen Landesmuseums und geachteter Lehrer an der Technischen Hochschule Stuttgart, schreibt dazu unter dem 17. Dezember 1954:

„Herr Stuber ist der Typus des Amateur-Abenteurers oder -Hochstaplers, wenn Sie es lieber so nennen. Als Anteheiter einer alten Stuttgarter Familie... hatte er es nicht nötig. Aber man kann solche Leidenschaften offenbar ebenso wenig wie Kleptomanie abgewöhnen... Als ich vom Dritten Reich meiner Aemter verlustig erklärt wurde, konnte ich gleichwohl in meiner Wohnung noch Privatvorlesungen halten. Daß ich Herrn Stuber bei diesen Anlässen in meiner Wohnung gesehen hätte, daran kann ich mich nicht erinnern..."

Kunstgeschichtliche Studien die nie absolviert wurden, genügen dem Gernegroß Stuber aber noch nicht. Deshalb fügt er in seinem Lebenslauf hinzu: „Durch meine zahlreichen Reisen, die ich im Laufe der Jahre fast durch ganz Europa und einen Teil Afrikas unternahm, bildete ich mich weiter. Insbesondere beschäftigte ich mich stets mit Burgenforschung. Ich kenne nahezu alle süddeutschen und ein große Anzahl von schweizerischen, italienischen, französischen und Balkanburgen persönlich."

Wenn auch die „Burgenkenntnisse" zum Teil wenigstens stimmen, besteht guter Grund anzunehmen daß die meisten Reisen, die Herrn Herbert Wolfgang Stuber aus Stuttgart durch Europa führten, von ihm während des Krieges und im Auftrag, besser wohl auf Befehl der deutschen Wehrmacht, unternommen wurden. Mit seiner Bemerkung in dem hier zur Diskussion stehenden Lebenslauf für die Jahre 1944/45 hat er sich selbst eine Schlinge gelegt. Schwarz auf weiß steht da zu lesen: „Einberufung als Leutnant und Adjutant zur Kfz.-Instandsetzungs-Abt. 592 nach Ostpreußen".

SCHLOSS RAPPERSWIL, in der Schweiz am Züricher See gelegen, ist der jetzige „Amtssitz" des Grafen in seiner Eigenschaft als „wissenschaftlicher Direktor" des Internationalen Burgen-Forschungs-Institutes. Wie es mit seiner wissenschaftlichen Vorbildung steht, zeigt unser Bericht.

Nirgends vorher aber hat der „Burgenforscher" und „Erbe gräflicher Besitzungen in Jugoslawien und Bulgarien" erwähnt, daß er einmal Dienst bei der Reichswehr oder Wehrmacht geleistet habe. Nun ist aber auch heute noch jedem alten Obergefreiten in Erinnerung, daß man zur Wehrmacht nicht gleich als Leutnant berufen wurde. Was man über den Kommiß denken wie man will — so einfach war's denn doch nicht!

Laut Lebenslauf verbrachte Herr Stuber jedoch die Jahre 1940—44 auf seinen Besitzungen in Jugoslawien und Bulgarien. „Mit kgl. jugoslawischem Erlaß vom 18. November 1940 wurde ich als Erbe der Besitzungen und des Namens Graf Caboga bestätigt..." Man braucht kein Hellseher zu sein, um zu erkennen daß Herbert Wolfgang Stuber mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit die Jahre 1940—44 im grauen Ehrenkleid der Nation" verbrachte, um dann 1944 als Leutnant bei der Kfz.-Instandsetzungs-Abt. 592 zu landen. Hatte er in seinem Lebenslauf erwähnt, daß erst am 18. August 1942 der schon genannte Adoptiv-Vertrag zwischen ihm und der Gräfin Valerie von Caboga, geb. Baronin Locatelli, abgeschlossen wurde, so wäre kein Mensch auf den oben erwähnten kgl. jugoslawischen Erlaß vom 18. November 1940 hereingefallen!

Die Gräfin leidet Not

Um diese Adoption wabern, wir sagten es schon, noch einige undurchsichtige Schleier. Dennoch ist es sehr aufschlußreich, heute einmal einen Blick ins Arbeitszimmer des „Comte de Caboga" des Herrn wissenschaftlichen Direktors des „Internationalen Burgenforschungs-Instituts" auf Schloß Rapperswil in der Schweiz zu werfen. Die Wände des über dreißig Quadratmeter großen Raumes sind mit historischen Büchern bis unter die Decke vollgestellt. An den noch freien Wandflächen sieht man Diplome, Urkunden und Ahnenbilder. Hinter dem mächtigen Schreibtisch steht ein schwerer, wappengeschmückter Ledersessel. An einem, jedem Besucher sofort ins Auge fallenden Platz findet sich das gerahmte Bild der greisen Gräfin Caboga-Locatelli. Groß und auffällig prangen unter der sonst klein geschriebenen Widmung die zwei Worte „Deine Tante". Natürlich wuchtet im handbreiten Goldrahmen hinter dem Herrn Direktor an der Wand ganz in Oel der „Graf Caboga". Vorfahr des Hausherrn.

Im XIX. Bezirk von Wien aber in der Döblinger Hauptstraße 15, sitzt in einer dürftigen Wohnung eine alte, kranke und völlig verarmte Dame. Manchmal rinnen ihr die Tränen über die runzligen Wangen. Dann schämt sie sich, daß sie vor dreizehn Jahren für ein paar lumpige Reichsmark den guten Namen ihres verstorbenen Mannes und den nicht minder geachteten ihrer eigenen Familie an einen Mann verkaufte, der damit heute riskante Geschäfte macht, und ihr dafür laut Angaben im Steuer-Ausweis der schweizerischen Gemeinde Rapperswil monatlich 50 Franken zukommen läßt. Und doch hat sie in ihrer Armut Angst, daß dieses Geld einmal ausbleibt...

Von den riskanten Geschäften des „Schelms vom Katzenstein" aber soll in der nächsten Folge berichtet werden. (Fortsetzung folgt)

Wie gut, daß so viele Hausfrauen diese Kunst verstehen. Die Kunst, mit Verstand zu wirtschaften und mit Liebe zu kochen! Wie gut, daß es Sanella gibt, auf deren bewährte Qualität diese Frauen einfach nicht mehr verzichten wollen. Eine Sanella, die immer gleich frisch und immer zum soliden Preis zu Ihnen ins Haus kommt.

SANELLA die feine

Alles, was eine Margarine wirklich gut macht, ist in Sanella enthalten

Weinbrand WUNSCHT GUTES Weinbrand

Grausamstes Wesen-Mensch

Das ist doch ein verrücktes Huhn, diese Lady Dokker und ihr Sir Bernard — sagen die Engländer

Das taktloseste Ehepaar

Ein vergoldetes Auto macht noch längst keine Dame

Viele Engländer lachen noch heute über ein Bild, n in der bekannten Londoner aily Mirror" zu sehen war, aus dem Ballsaal eines der teils der Stadt und zeigte die großen Gesellschaft, lauter adies und Lords, beim — opfen. Darüber stand: „May- idie Docker amüsieren sich." icker. Wieder einmal hat sie den gemacht, und wieder ist ngen, zu beweisen, daß Eng- n dann nicht „stinklangweilt sie — sein müssen, wenn enannten guten Gesellschaft

Natürlich hat sie sich auch n Zorn derer zugezogen, die mit Vornehmheit verwechdas macht ihr offenbar Spaß. t ihr Spaß, diese Gesellschaft ase herumzuführen. Denn er hieß früher einmal Norah l war eine kleine Verkäuer wurde sie Tanzlehrerin lich Ehefrau. Doch starb ihr nicht ohne ihr die beachtte von 175 000 Pfund Sterterlassen.

dritte Mann lebt

zweiter Mann starb. Es war he Salzkönig Sir William ssen Vermögen auf nahezu n Pfund geschätzt wurde. e Heirat war sie nicht nur ern auch adelig geworden, uch ihr dritter Mann wieder — und nebenbei noch Mil-

nard Docker besitzt eine ik, ist an 18 weiteren Induehmen beteiligt, und saß bis n im Aufsichtsrat der größten Bank, der Midland Bank. nicht mehr tut, verdankt er len Ohrfeige, die allerdings tschte, daß die Klatschbasen ich heute davon zehren.

Es war in Monte Carlo, beim Besuch der inzwischen pleite gegangenen Spielbank. Prinz Rainier von Monaco, damals noch alleiniger Besitzer, hatte für seine Gäste einen Wohltätigkeitsball veranstaltet. Sie kamen alle: Ali Khan, Orson Welles, sagenhafte Prinzessinnen, Grafen, berühmte Filmstars — und das Ehepaar Docker.

Lady Norahs Stimmung stand auf Sturm. Sie hatte sich zwar überreden lassen, an dem Ball teilzunehmen, aber sie haßte den heuchlerischen Mantel der „Wohltätigkeit", der so oft um das Vergnügen der oberen Zehntausend gehängt wird. Sie fand die Vorführungen schäbig, die Modeschau langweilig und die vorgeführten Kleider altmodisch.

Schließlich ging sie sogar hinter die Bühne, um sich die Geschichte aus der Nähe anzusehen. Es gab einen wundervollen Aufruhr, der damit endete, daß Lady Docker dem Geschäftsführer eine herunterhaute. Das war nun nicht etwa ein gewöhnlicher Sterblicher, sondern ein leibhaftiger Prinz de Faucigny-Lucinge. *Man stelle sich vor:* einen echten, blaublütigen Prinzen zu ohrfeigen, das geht doch wirklich zu weit.

Zu der Entrüstung über dieses unglaubliche Betragen kam in England noch die Feststellung, daß ein Bankdirektor, der in Monte Carlo spielt, nicht gerade eine wandelnde Reklame für seinen Beruf ist. Und dann erschien das Finanzamt, das wissen wollte, wie Sir Bernard im Ausland so gut leben konnte, wo doch jeder Engländer im Jahr nur 25 Pfund Devisen ausführen darf.

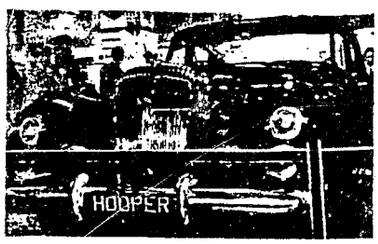
Noch schlimmer war es, daß seine Frau nun anfing, Zeitungsartikel zu schreiben. Gewiß eine Tätigkeit, die einer Lady nicht ansteht. Und was in diesen Artikeln steht, die von der englischen Presse mit wahrer Begeisterung abgedruckt werden, ist schließlich vollends unfein. Nicht nur, daß sie Einzelheiten aus ihrem Privatleben veröffentlicht, in denen sie ganz *einfach zugibt*, daß sie sich freut, so reich zu sein. Nein, sie wagt es auch, eine so geheiligte Einrichtung wie die alljährliche Vorstellung junger Mädchen bei Hofe als ausgemachten „Debütantinnenschwindel" zu bezeichnen.

Veranstaltungen der besten Gesellschaft, an denen teilzunehmen Ansporn der ältesten Adelsfamilien sich ebenso drängen wie die Scharen der Neureichen, nannte sie resolutes „Klatsch-Kongresse". Eigentlich müßte jedes dort geführte Gespräch eine Klage wegen Ehrabschneidung und übler Nachrede zur Folge haben, meinte sie.

Das war natürlich zuviel. Damit war das Tischtuch zwischen den Dockers und der Gesellschaft zerschnitten. Niemand sprach mehr mit ihnen. Das heißt natürlich: niemand, auf den es ankommt. Und, der Höhepunkt der *gerechten* Strafe, sie wurden nicht mehr von der Königin zu den Rennen von Ascot eingeladen, sondern waren gezwungen, sich wie gewöhnliche Sterbliche eine Eintrittskarte zu kaufen!

Auch Sir Bernard, den Gatten, traf der rächende Arm der Gesellschaft. Er mußte ein Dutzend Ehrenämter niederlegen, die ihn bisher ausgefüllt hatten. Und nun muß der Aermste das ganze Jahr hindurch mit seiner Luxusjacht in der Welt herumfahren, weil er nichts mehr zu tun hat.

TANZ IN MONTE CARLO ist eine beliebte Zerstreuung von Sir Bernard und Lady Docker. Die Lady, die durch eine geschickte Auswahl ihrer Ebenmänner sich von einer kleinen Verkäuferin zur schwerreichen *Aristokratin* hochdiente, *ohrfeigte einmal einen* blaublütigen Casino-Direktor, der sie daran hinderte, die Mannequins einer Modenschau im Kasinosaal aus nächster Nähe zu betrachten. Jetzt hat sie Hausverbot.



AUS PUREM GOLD ist das glänzende Beiwerk des Daimler-Autos, das Lady alljährlich neu erhält. Das jetzige Modell ist schwarz, das vorjährige war hellgrün. Von der Hoffnungs- zur Trauerfarbe: Familiengeschichte, die sich im Autolack spiegelt. Allerdings rein zufällig.

Dem extravaganten Paar scheint das allerdings wenig auszumachen. Es amüsiert sich weiterhin recht gut. Wie Lady Docker kürzlich sagte: „Jetzt, seit die langweiligen Leute von uns fortgeblieben, macht das Leben erst richtig Spaß. Wir haben neue Freunde. Sie besitzen zwar keine Adelstitel, aber dafür sind es normale Menschen."

Aber sie sollten sich nicht zu früh freuen. Wenn man soviel Geld hat wie sie, dann wird man die Gesellschaft nicht so leicht los. Wir möchten wetten, daß bald wieder alles „in Ordnung" ist. Wer Geld hat, darf sogar Ohrfeigen austeilen, er darf sogar, was noch schlimmer ist, die Wahrheit sagen. Man wird ihm verzeihen.

Bleibt nur zu hoffen, daß Lady Docker ihren Humor — und ihre spitze Zunge über dem allen nicht verliert.

John Brown, London

nks mit Gruseln-Tropfen

Boxer, lebte immer gefährlich, zu Zeiten als Verbrecher als Held, wieder als Verbrecher und zuletzt ...

er Nachtleben ist um eine Sensation Joseph Brahim Attia, genannt „Jo, genannt le-le-Moco, hat den Weg der n Tugend eingeschlagen und eine ir eröffnet, in der sich nun das proParis trifft. So etwas kommt nicht vor, denn vor diesem Jo hat ganz fünf Jahre lang gezittert.

'nglück war es, daß meine Mutter r und nicht nur zwei zu nähren arte Jo, als es der Polizei im Jahre gelungen war, ihm in Marseille hellen anzulegen. Sein Vater, ein Tunis, mit einer Französin verheitete Reißig und nichts fehlte in der beren Wohnung, in der Jo die ersten seines Lebens mit seinen Eltern ungeren Schwesterchen verbrachte. der Krieg aus. Jos Vater fiel und war nicht imstande, drei Kinder zu Sie mußte Jo tatigkeit des vertrauen. Staat, der Re- Sorgen hatte. Sechsjährigen uern in die der zwang den Arbeit, vom gen bis zum end. Jo bekam e und wenig Monate lang kleine Jo dieeiben, dann einfach aus. Er nach Marseille im Sumpf der nter.

nzehn Jahren Boxer, aber es nicht. Ruhm zu erwerben, te, lukrativere bestand darin, n Damen in lichen Stunden iver an die Nau legen, um sie cht mißverArt und Weise ern, ihm Geld uck anzuverdoch schon bei r ersten Anser Art wurde t und bis zum Ausbruch des zweiten s hinter schwedische Gardinen ge-

riegsende schloß er sich der französierstandsbewegung an. Im Jahre 1942 n das Konzentrationslager Mauthauifft. *Der Mai 1945 brachte ihm die* nut der er nichts Rechtes anzufangen ufällig begegnete Jo einem alten s der Marseiller Unterwelt. Pierrot er „verrückte Pierrot", so hieß dieser en man in Abwesenheit wegen seiner als Gestapo-Agent zum Tode verur- Dieser Pierrot hatte eine regelrechte de gebildet, aus Typen, die nichts erlieren hatten und deshalb ihr Le- und gern riskierten.

Bank in Frankreich war mehr sicher. e Männer, springen aus schwarzen usse peitschen durch die Luft, wer nicht pariert, wird umgelegt, Säcke mit Gold und Geld wechseln den Besitzer und wenige Minuten später ist der ganze Spuk vorbei. Nur einige Tote und Verletzte legen Zeugnis dafür ab, daß der verrückte Pierrot wieder einmal bei der Arbeit war ...

Und Jo, der Boxer? Die Zeitungen schrieben, daß er der erste Adjutant Pierrots sei, daß er an den Ueberfällen teilnehme und manche sogar persönlich leite. In zahlreichen Zusammenstößen, bei denen es Tote und Verletzte auf *beiden Seiten gab, gelang es* der Polizei, die Bande zu dezimieren. Nur Jo und Pierrot schlupften aus jedem Kessel. Als dann Jo schließlich gegriffen wurde, gab es eine unerhörte Sensation:

„Ihr jagt einem Phantom nach!" erklärte Jo. „Pierrot ist schon seit *fünf* Jahren tot. Er wurde in einem Gefecht tödlich getroffen. Am 11. November 1940 starb er in meinen Armen. Wir haben ihn auf einer kleinen Insel in der Seine begraben. Ich war mit Pierrot befreundet, nichts weiter. Mit seinen Ueberfällen hatte ich nichts zu tun und ihr werdet mir auch nichts nachweisen können ..."

Die Leiche Pierrots wurde *tatsächlich* an der angegebenen Stelle gefunden. Es stimmte ebenfalls, daß es der Polizei nicht möglich war, auch nur den kleinsten Beweis gegen Jo zu erbringen. Und als man ihm trotzdem einen Indizien-Prozeß machte, wurde Jo zum Helden des Tages.

Aus Frankreich und aus Holland, aus Belgien und aus England, ja selbst aus Deutschland und aus Oesterreich eilten Zeugen herbei, ehrenwerte, geschätzte Männer, keine Unterwelt-Ganoven. Sie bezeugten mit Tränen in den Augen, daß Jo, der Boxer, ihnen in Mauthausen das Leben gerettet habe. „Ich wußte nichts von seiner Vergangenheit", erklärte Peter Winterstein, Direktor der Oesterreichischen Nationalbank dem Gericht. „Aber dieser Mann hier ist ein Held! Er hat es nie gescheut, sein eigenes Leben zu riskieren, um andere, Schwächere zu retten. Oft hat er sein letztes Stück Brot hergegeben, um einem Häftling den Funken Lebensmut zu erhalten. Er nahm furchtbare Strafen auf sich, für Vergehen, die ein anderer begangen hatte!" Alle Zeugen sagten ähnlich aus.

Das Urteil sprach Jo schuldig des Verbergens einer Leiche. Dafür erhält er ein Jahr Gefängnis. Von allen anderen Punkten der Anklage *mußte er freigesprochen* werden. Als freier Mann verließ er den Gerichtssaal. Dankbare Mauthausener Häftlinge halfen ihm, das kleine, obskure Lokal seiner Frau auf Hochglanz herzurichten. Dort hantiert er jetzt, als Ehrenmann unter Ehrenmännern. Wird er es bleiben?

Georg Maranz, Paris

HEIMISCH FÜHLEN *möchte* sich Barbesitzer Jo, der früher abwechselnd Bandit und Held gewesen ist (links oben). Darum hat er die Fenster seines neueröffneten Lokals am Montmartre verglitzern lassen. Neben Jo ist seine Frau Carmen zu sehen. Die anderen Herrschaften sind Gäste, prominente Gäste. Darunter: Filmregisseur Marcel Carné (links unten) und die Schauspielerin Yoko Tani.

„Bass" Sprache Orchester Solo Jazz

Daß der Rundfunkhörer jetzt in der Lage ist, durch eine raffiniert ausgeklügelte elektrische Einrichtung bestimmte Klangspektren zu verstärken und damit insbesondere musikalische Darbietungen ganz nach dem Charakter des jeweiligen Stückes zu „formen", das ist die wirkliche Sensation der neuen Rundfunksaison, für die NORDMENDE mit seinem KLANGREGISTER sorgte. Auf der Großen Deutschen Rundfunk-, Fernseh- und Phonoausstellung erregte dieses NORDMENDE KLANGREGISTER berechtigtes Aufsehen, denn es ist ein erheblicher Fortschritt, der eine neue Aera des Rundfunkhörens einleitet. Das

NORDMENDE -Klangregister

ist keine kontinuierliche Klangfarbenregelung — diese bewährte Einrichtung ist in den NORDMENDE Emotion gern weiterhin und zusätzlich vorhanden. Nein, das Klangregister ermöglicht es, durch einfachen Tastendruck die typischen Merkmale der Musik klar herauszuhalten und damit jede musikalische Sendung bis in die letzten Feinheiten auszukosten: beim Sinfoniekonzert den großartigen, vollen Zusammenklang eines großen Orchesters; bei Opern oder Oratorien jede Aria und jedes Rezitativ, sein unterstützt durch das als Kulisse fortwirkende Orchester; bei instrumentalen Soli die volle Prägnanz jeder Partitur; bei moderner Tanzmusik selbst auf Lautstellung die klare Wiedergabe typischer Jazz Effekte — Schlagzeug, Trompete, Saxophon. *Ihr Fachhändler wird Ihnen bestätigen, wie hervorragend die Wirkung dieser NORDMENDE-Neuheit ist.* Prospekte schickt Ihnen gern auf Anforderung

NORDMENDE
Bremen-Hemelingen 1, Diedrich-Wilkens-Straße 39/45

DARAUF KOMMT ES AN!

...verwüstlicher Samen

Frau O. M. in G. Ich habe gehört, ...man Weizenkörner, die in 3000 re alten ägyptischen Mumiengrä- ...t als Totengaben gefunden wurden, ...esät hat. Diese Weizenkörner sol- ...gekeimt und somit durch Jahr- ...ende hindurch ihre Lebenskraft ...ahrt haben. Kann das wirklich ...men?

Dieser Bericht ist ebenso ein Mär- ...wie ähnlich lautende Geschichten, ...ich angeblich bei Ausgrabungen Pompeji und Herkulanum zuge- ...en haben sollen. Dagegen gibt ...tatsächlich erstaunliche Beweise ...lebiger Pflanzensamen. Beispiele ...: Im September 1940 war im Bri- ...en Museum ein Brand ausgebro- ... Bei dieser Gelegenheit keimte ...Samte einer südeuropäischen Zier- ...ze, der im Jahre 1797 gesammelt ...den war, wieder auf, als er b den ...harbeiten feucht geworde war. ...raufhin angestellte systematische ...uche brachten 200—400 Jahre alten ...en des Indischen Lotos (Nelum- ...o nucifera) zum Keimen. Der Japa- ...ie Botaniker Ohga fand in den ...efrorenen eine schon längst ent- ...erten Sees in der südlichen Man- ...urei zwei Fuß tief unter Löß min- ...ens 120 Jahre alten Pflanzensamen, ...noch voll lebensfähig war. Um ...mals auf die ägyptischen Gräber- ...le zurückzukommen: man fand ...zwar keinen 5000jährigen lebens- ...ähigen Weizensamen, wohl aber auf ...Papyrusrollen ebenso alte Bau- ...ransporte, die noch volle Lebens- ...t hatten und im Versuchslabora- ...um auf Nährboden gebracht, sofort ...sten und wuchsen. Je niedriger ...elbstsam primitiver eine Pflanze ...ist, um so lebensfähiger und ...enäher ist sie.

Prellbock zwischen Mutter und Sohn

...u I. B. in O. Mein Mann ist ...ben, meine Wohnung habe ich ...ren, so bin ich mit meinem Sohn ...ehn Jahren wieder zu meiner ...er gezogen. Ich bin den ganzen ...m Geschäft. Solange mein Junge ... war, ist alles ganz gut gegangen. ...ist er 18 Jahre alt und hat natür- ...auch seinen eigenen Willen. Er ...ich nicht viel sagen, aber er fügt ...enbislverständlich in die Hausord- ...und ist abends punktlich daheim. ...t manchmal einen frechen Mund, ...ch werde mit ihm schon fertig. ...meine Mutter glaubt, einfach ...bekritteln zu mussen. In allem ...er tut, sieht sie nur Bosheiten ...; sich. Sie hat noch nie einen ...rspruch geduldet, es wurde ihr ...end ihres ganzen Lebens nach- ...nen, anders ware es auch nie ...mar gewesen. Ich hatte es gut in ...er Jugend, mußte aber bedin- ...los das tun, was meine Mutter ...ordnet hat. Geschah das nicht, ...e tagelang nichts gesprochen, das ...ch heute noch so. Ich habe fruh ...raten und mein Sohn will, sobald ...glich ist, von zu Hause weg. Ich ...am meisten unter den Verhält- ...n und bin mit meinen Nerven ...am Ende. Egal, zu wem ich etwas ...jeder fuhlt sich benachteiligt. ...e Mutter sagt sofort: solange ich ...geschieht, was ich will. Mein ...hatte so gerne ein gemutliches ...use, aber da gibt es schon Ver- ...mit der Mutter, wenn wir mal ...tag das bessere Geschirr rau- ...n' ich weiß nicht mehr, was ich ...oll.

Ihre Mutter scheint sehr willens- ...s und egozentrisch zu sein und zu ...ten, alles habe sich nur nach ...n Willen zu richten. Vermutlich ...auch Ihr Vater in allem nach- ...gegeben. So werden Sie an dieser Charaktereigenschaft Ihrer Mutter heute *nichts* mehr ändern können. Sicher ist Ihre Mutter im Herzen gut, aber ihre Regierungssucht kann die mit ihr zusammenwohnenden Partner — wie ja Ihr Beispiel zeigt — sehr auf die Nerven fallen. Da gibt es für Sie nur zwei Möglichkeiten: entweder Sie unterwerfen sich weiterhin dem Willen Ihrer Mutter oder aber Sie entfliehen dieser Bevormundung und sachen für sich und Ihren erwachsenen Sohn eine eigene Wohnung an. Wenn es zwei möblierte Zimmer sind, Sie hätten dann Ihre persönliche Freiheit und würden nicht soviel Nervenkraft verbrauchen im täglichen Kleinkrieg um belanglose Dinge. Die Entscheidung liegt ganz bei Ihnen. Wenn Sie keine Aenderung herbeiführen wollen, dann müssen Sie es auch in Zukunft auf sich nehmen, als „Prellbock" zwischen Mutter und Sohn zu stehen. Gestalten Sie aber Ihr Leben selbständig und unabhängig von Ihrer Mutter, werden Sie wieder ausgeglichener werden und dann sicher auch mit Ihrer Mutter in besserem Einvernehmen leben als bisher.

Der Sinn der Ehe liegt im Kind

... aber meine Frau will diesen Sinn nicht erkennen

Herr W. U. in H. Ich bin seit sechs Jahren verheiratet — und man darf ruhig sagen — glücklich verheiratet. In unserer Ehe gibt es nur einen wunden Punkt: die Kinderfrage. Während ich den Sinn einer Ehe in einem harmonischen Familienleben erblicke, vertritt meine Frau die Ansicht, daß auch eine kinderlose Ehe glücklich verlaufen kann. Sie versteigt sich sogar schon zu der Meinung, Kinder wurden die Liebe zwischen Ehegatten nur schmälern, weil sich die Liebe der Frau nicht mehr ausschließlich auf den Mann beschranken konnte. Meine Frau hat Kinder gern, doch scheut sie die Umstande, die sie dabei in Kauf nehmen mußte. Dazu kommt, daß sie glaubt, einer Geburt aus gesundheitlichen Gründen mit Sorge entgegensehen zu mussen. Meiner Bitte, sich arztlich untersuchen zu lassen, ist sie noch nicht nachgekommen. Sie hofft anscheinend, ich konnte mit der Zeit anderen Sinnes werden. Da ich meine Frau lieb habe und nicht übermäßig in sie dringen will, bringe ich die Sprache nur selten auf diesen wunden Punkt. Sie ist dann jedesmal sehr verstimmt und glaubt, ich brachte ihr nicht das richtige Verstandnis entgegen. Langst habe ich den Wunsch nach mehreren Kindern aufgegeben; aber auch das eine ersehnte Kind scheint ein Wunschtraum zu bleiben, sollte sich nicht die Ansicht meiner Frau (30 Jahre) bald andern. Durch diese Meinungsverschiedenheit sind Spannungen in unsere Ehe gekommen, die langsam zu einer Gefahr fur unsere Ehe werden konnten.

◇ Wenn Ihre Frau kein Kind haben will, dann hätte Sie nicht heiraten dürfen. Der tiefere Sinn der Ehe ist doch der, Nachkommenschaft zu erzeugen und aufzuziehen. Es gibt Beispiele dafür, daß Ehen, die an dieser Wahrheit vorbeigehen, früher oder später Schiffbruch erleiden. Offenbar haben Sie bisher nur in akademischer Weise verneint, den Sinn der Ehe zu verwirklichen. Ich glaube, daß Sie durchaus richtig handeln, wenn Sie sich über den Willen Ihrer Frau hinwegsetzen. Wenn Sie diese geistige Unterstützung brauchen, dann will ich Ihnen gerne attestieren, daß Sie sowohl vom biologischen, wie vom psychologischen und theologischen Standpunkt aus zu einer solchen Initiative berechtigt sind. Sprechen und diskutieren sollten Sie dagegen über solche Dinge nicht viel. Möglicherweise sollten Sie sich auch über manche Probleme des Eheleibens noch etwas genauer informieren. Sollte Ihre Frau wirklich sehr große Angst vor der Schwangerschaft und Entbindung haben, dann gehen Sie doch mit Ihr zu einem guten Arzt, der sie von dieser Angst befreit.

FRAU Charlotte: UNTER VIER AUGEN

Schreiben Sie Ihr vertrauensvoll, wenn Sie Aussprache in Bedrängnissen des Lebens suchen. Jede Anfrage — mit Ausnahme anonymer Zuschriften — wird diskret behandelt und kostenlos brieflich beantwortet. Frau Charlotte bittet nur, das Rückporto beizulegen.

Arbeit und konnte zufrieden und glücklich sein. Nun teilte mir das Mädchen mit sehr fadenscheinigen Gründen mit, daß sie einen anderen Mann heiraten musse. Mich hat dieser Schlag fast mein ganzes Selbstvertrauen gekostet. Ich bin dem zarten Geschlecht gegenüber sehr mißtrauisch geworden. Dazu kommt, daß ich sehr klein bin, was nach meinen Erfahrungen beinahe ein Verbrechen ist. Lernte ich ein Mädchen kennen, so hieß es bald: alles schön und gut, aber zu klein. Ich werde auch von Kollegen, Bekannten usw. verhänselt. Nun basteln ganz mutlos. Ist es denn so schlimm, wenn man klein ist? Muß ich tur unsere meiner „Größe" auf ein nettes Heim verzichten?

◇ Wie kann man denn als junger Mann schon so mutlos sein! Wohl haben Sie eine Reihe von Schicksalsschlägen erlitten, aber deswegen besteht für Sie doch noch lange kein Grund zur Verzweiflung. Es kommt im Grunde nicht so sehr darauf an, welche Schicksalsschläge in den Weg kommen, sondern wie man sich dazu hinverstellt. Wenn Sie das einmalige Weglaufen Ihres Mädchens verallgemeinern und zu keiner Frau mehr trauen, wenn Sie alle Bemerkungen über Ihre Größe für bösartig halten und wenn Sie glauben, wegen Ihrer Größe als eine Frau zu finden — dann wegen sie es im Leben auch wirklich schwer haben. Für alle diese verfehlten Meinungen besteht aber kein Grund. Sie sollten sich daher von solchen Gedanken freimachen und immer daran denken, daß der Mensch mehr ist als seine äußere Größe. Sie besitzen von Natur aus die Anlagen, um Ihr Schicksal tapfer zu meistern — lassen Sie sich also nicht unterkriegen! Nicht auf die äußere „Länge", sondern auf die innere „Größe" kommt es an!

Jugendliche Ungeduld...

Frl. U. F. in S. Ich habe eine gute Freundin. Seit dem ersten Tag unserer Freundschaft bin ich in ihren Bruder (22 Jahre) verliebt. Wir gingen öfters mit ihm und seinen Freunden aus, doch lud er mich nie ein, sondern immer einer seiner Freunde. Er tanzte immer nur mit mir und wenn einer der Freunde mich zum Tanz holte, tanzte er gar nicht. Seine Freunde haben mich gern, der eine und andere wollte mit mir schon allein ausgehen, doch blieb ich immer neutral und betrachte die jungen Leute nur als Kameraden. Die Mutter meiner Freundin mag mich sehr gern und hält mich wie eine Tochter. Sie ist auch im Bild über alles. Immer wieder sagt sie, ich solle ihren Sohn doch auszunehmen lassen, denn solche Männer wurden einmal die besten Ehegatten. Er unterhält sich sehr kameradschaftlich mit mir, fragt mich in vielen Dingen um Rat, doch ist er als hübscher junger Mann von den Mädels sehr verwöhnt. Wie mir seine Freunde sagen, interessiert auf mich nichts kommen. Leider sprach er noch nie von Liebe zu mir und ich bin am Verzweifeln, was ich machen soll. Muß ich ewig hoffen und warten? Seine Mutter sagt: Immer, ich soll Geduld haben, wir kämen doch noch zusammen. Wie soll ich mich nur verhalten? Ich bin 20 Jahre alt.

◇ Die Mutter Ihres Bekannten wird ihren Sohn wohl am besten kennen und wird genau wissen, warum sie ihnen Geduld empfiehlt. Verschersen Sie sich nur nicht durch Ihre Ungeduld! Was haben Sie denn als 20jähriges Mädchen schon versäumt? Nichts. Sowohl Ihnen als auch Ihrem Bekannten fehlt noch die wirkliche Lebensreife, die zu einem Bund fürs Leben unerläßlich ist. So ist es nur gut, wenn Ihr Freund noch nicht von einer gemeinsamen Zukunft spricht. Sie haben wirklich keinen Grund zum Verzweifeln, weil Sie „ewig" warten und hoffen müssen! Vertrauen Sie dem Rat dem Mutter Ihres Freundes, die es anscheinend mit Ihnen herzlich gut meint und bezähmen Sie Ihre Ungeduld.

Lügen alle Männer?

Frl. E. F. in A. Ich bin jetzt 17 Jahre alt und habe in letzter Zeit einige Bekanntschaften mit Männern gemacht. Zu meinem Leidwesen stelle ich fest, daß jeder Mann lügt. Ich verzweifle bald. Gibt es denn überhaupt noch ehrliche Menschen auf der Welt? Nun habe ich dauernd Angst, ich konnte vielleicht sitzen bleiben. Die Manner wollen von mir immer gleich mehr, und weil ich mich dazu nicht hergebe, wird es immer gleich Schluß. Es heißt ja „Aller Wahn ist kurz, die Reu' ist lang". Sie sagen vielleicht, ich bin noch jung und soll mein Leben genießen. Aber ich bin *ernster* als *meine* Altersgenossinnen. Ich brauche einen Menschen, dem ich vertrauen kann und der mich nicht immer enttauscht. Was soll ich nur tun?

◇ Aus Ihren wenigen Erfahrungen können Sie doch nicht ehrlichen Gewissens die Folgerung ziehen, daß alle Männer lügen! Warten Sie etwas ab und urteilen Sie nicht vorellig. Es gibt genügend Männer, die ehrlich sind und die es weniger auf schnelle Eroberung und hübsche Lärvchen abgesehen haben als auf Treue und Anständigkeit. Ich habe den Eindruck, daß Sie sich aus mangelnder Menschenkenntnis heraus stets nur solchen Männern anschließen, bei denen die trübe Erfahrungen machen müssen. Wenn Sie dann gar als siebenbändige Angst haben, sitzen zu bleiben, so ist das übertrieben und wirkt — verzeihen Sie meine Offenheit! — ein wenig lächerlich. Sie haben wahrscheinlich noch gar nicht die nötige Reife, die zu einer Bindung fürs Leben gehört und so sollten Sie sich auch noch gar nicht zuviel mit dem Problem „Mann" beschäftigen.

„Größe" ist wichtig, nicht die „Länge"

Herr R. G. in L. Ich bin 26 Jahre alt, Flüchtling. Der Schulbildung, die einer gesicherten Zukunft dienen sollte, machten die Kriegsereignisse ein Ende. Mit sechzehn Jahren stand ich mittellos und allein da, ließ mich aber nicht unterkriegen. Nachdem ich länger von Lager zu Lager geschleust wurde, ging ich in die Landwirtschaft. Hatte ich doch hier, wenn auch kein richtiges Daheim, wieder ein geregeltes Leben. Doch auch hier traf mich das Schicksal hart. Ich hatte einen Arbeitsunfall, von dem ich mich wieder erholte. Dann lernte ich ein Mädel kennen. Ich sah meinen größten Wunsch, mir wieder ein gemütliches Heim zu schaffen, in Erfüllung gehen. Doch es kam anders. Ich fand ein Mädel, das mich trotz meiner Größe liebte. Ich war glücklich. Doch meine Freude war nur von kurzer Dauer. Meine Braut wurde krank und starb. Ich stand wieder allein. Ich habe mich nie um meine Größe gekümmert, sie nie als Hindernis betrachtet. Ich habe mich nie gescheut, mit Frauen zu verkehren, die größer waren als ich